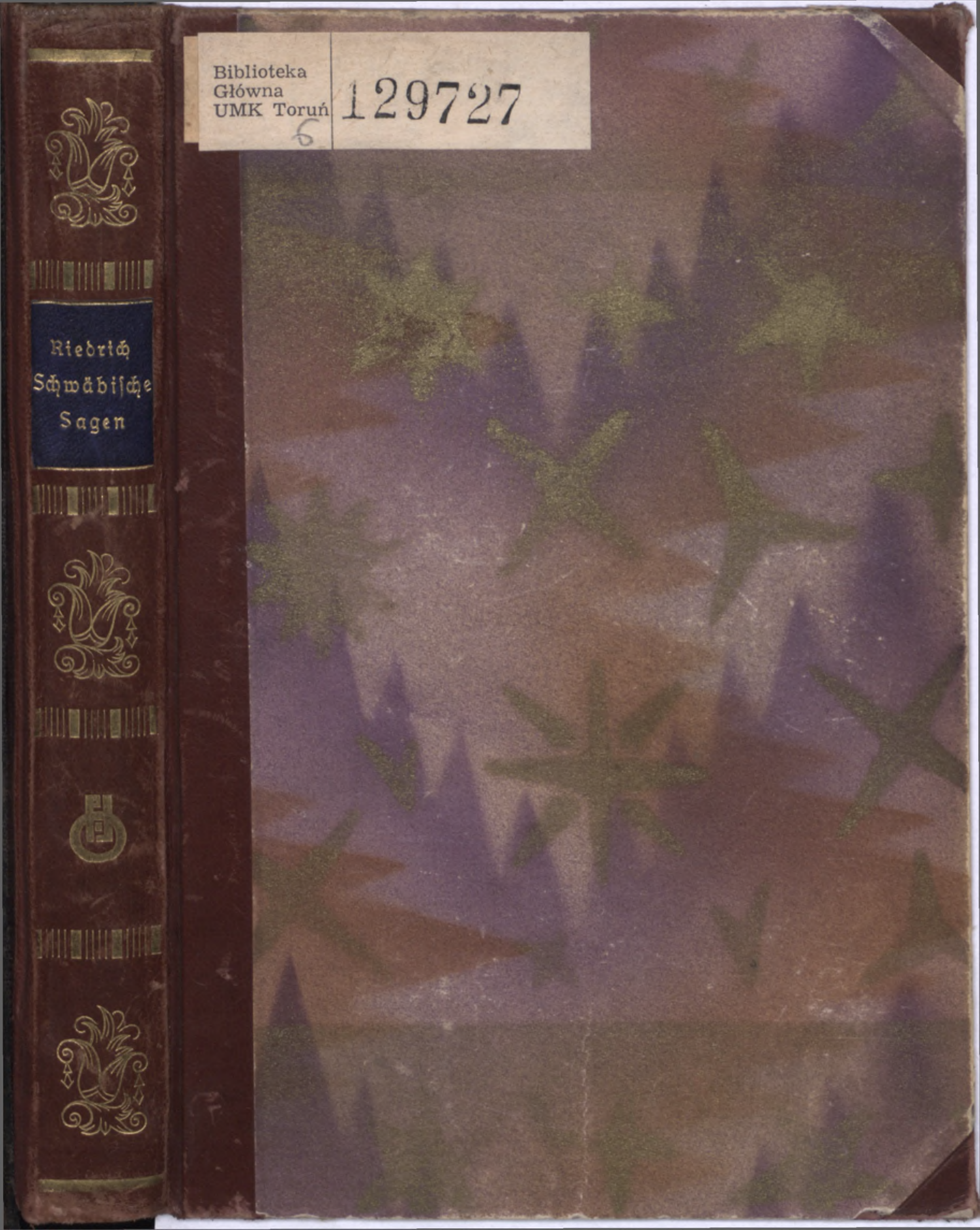
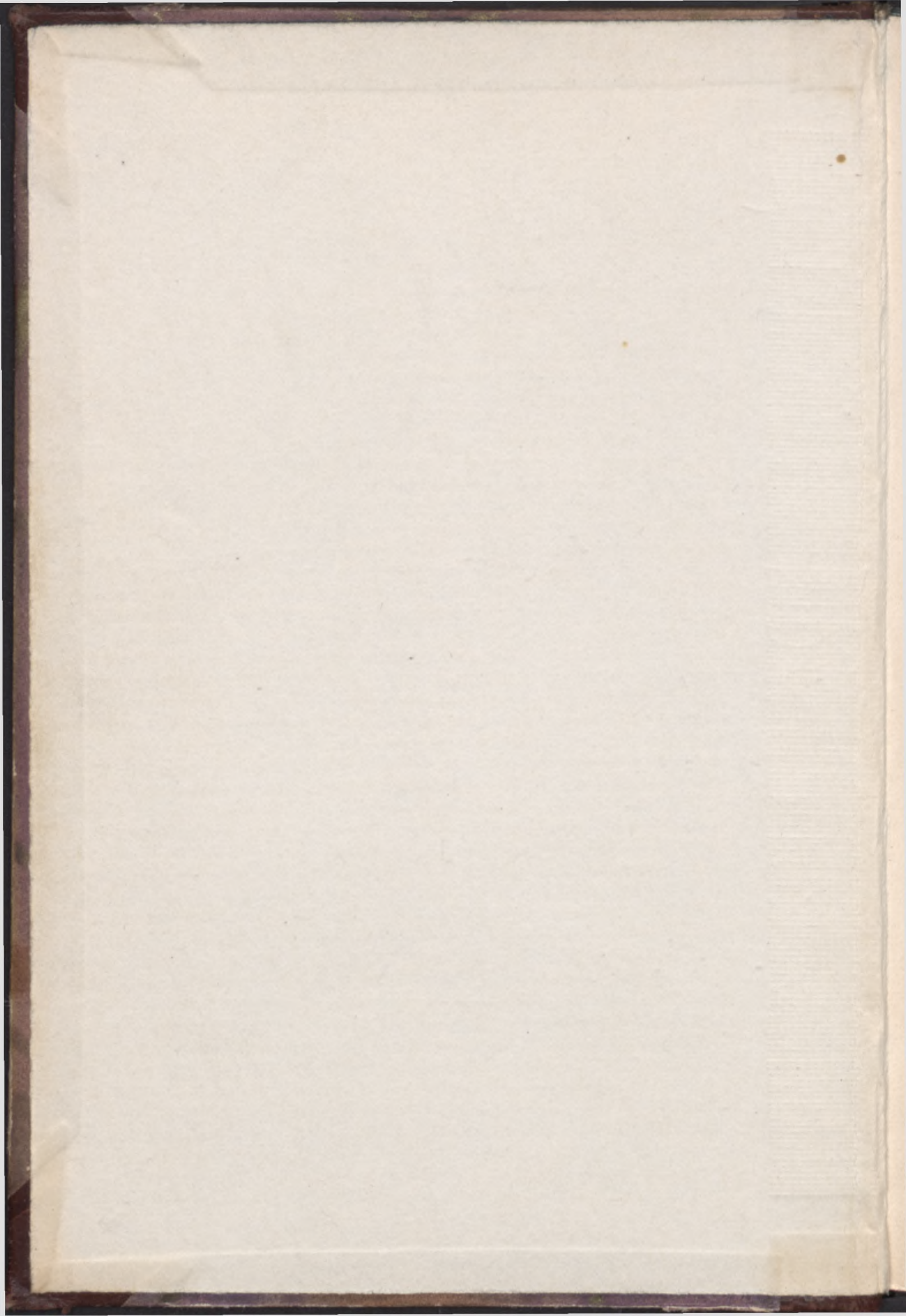
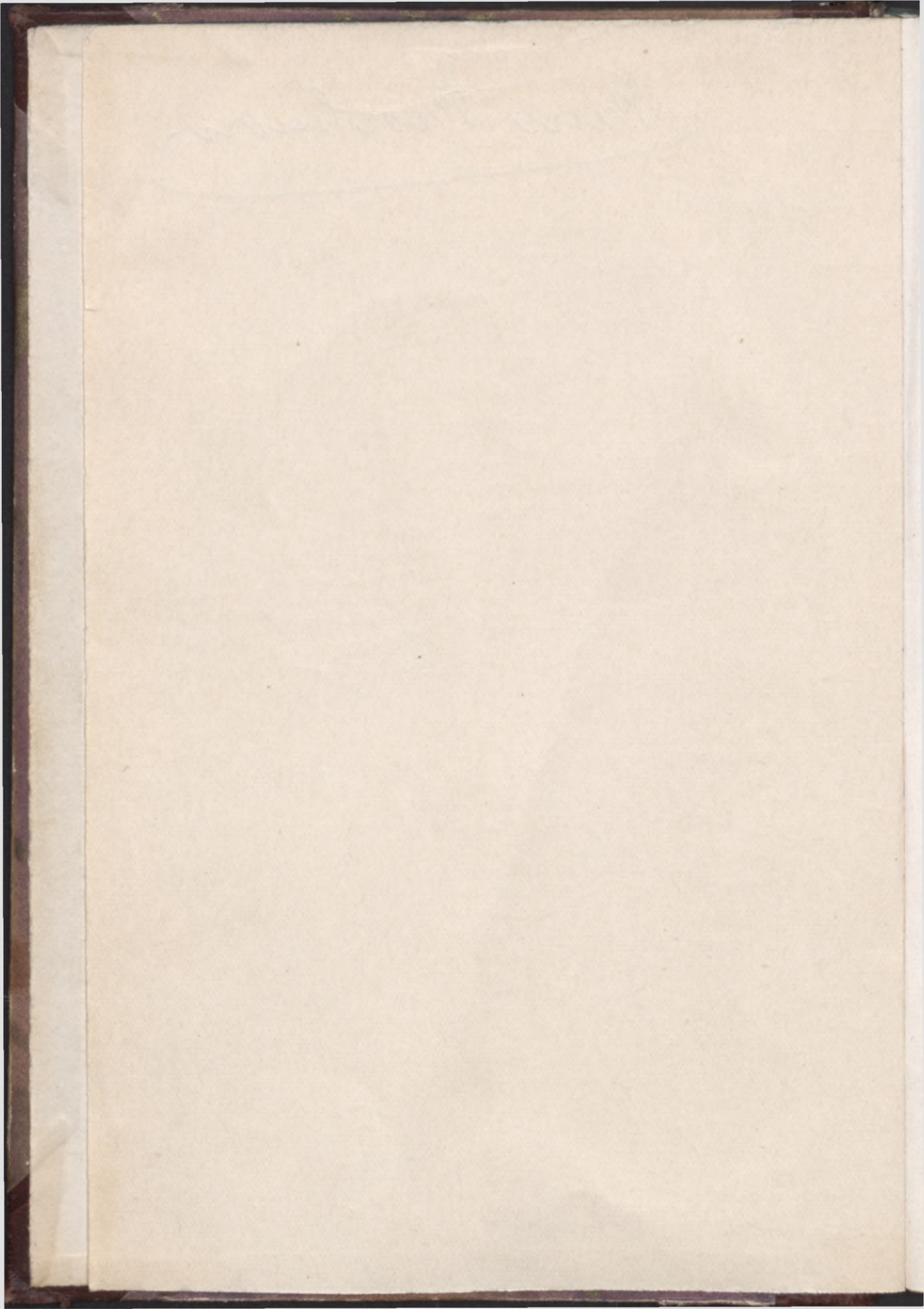

Riedrich
Schwäbische
Sagen



Paul Prochnow





Deutsche Sagenbücher

Herausgegeben von der

Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin

6. Band:

Schwäbische Sagen

Von

Otto Riedrich

Berlin-Schöneberg 1926

Verlag von Peter J. Oestergaard

Schwäbische Sagen

Von

Otto Riedrich

Mit Zeichnungen von Jan Blisch



Berlin-Schöneberg 1926

Verlag von Peter J. Oestergaard

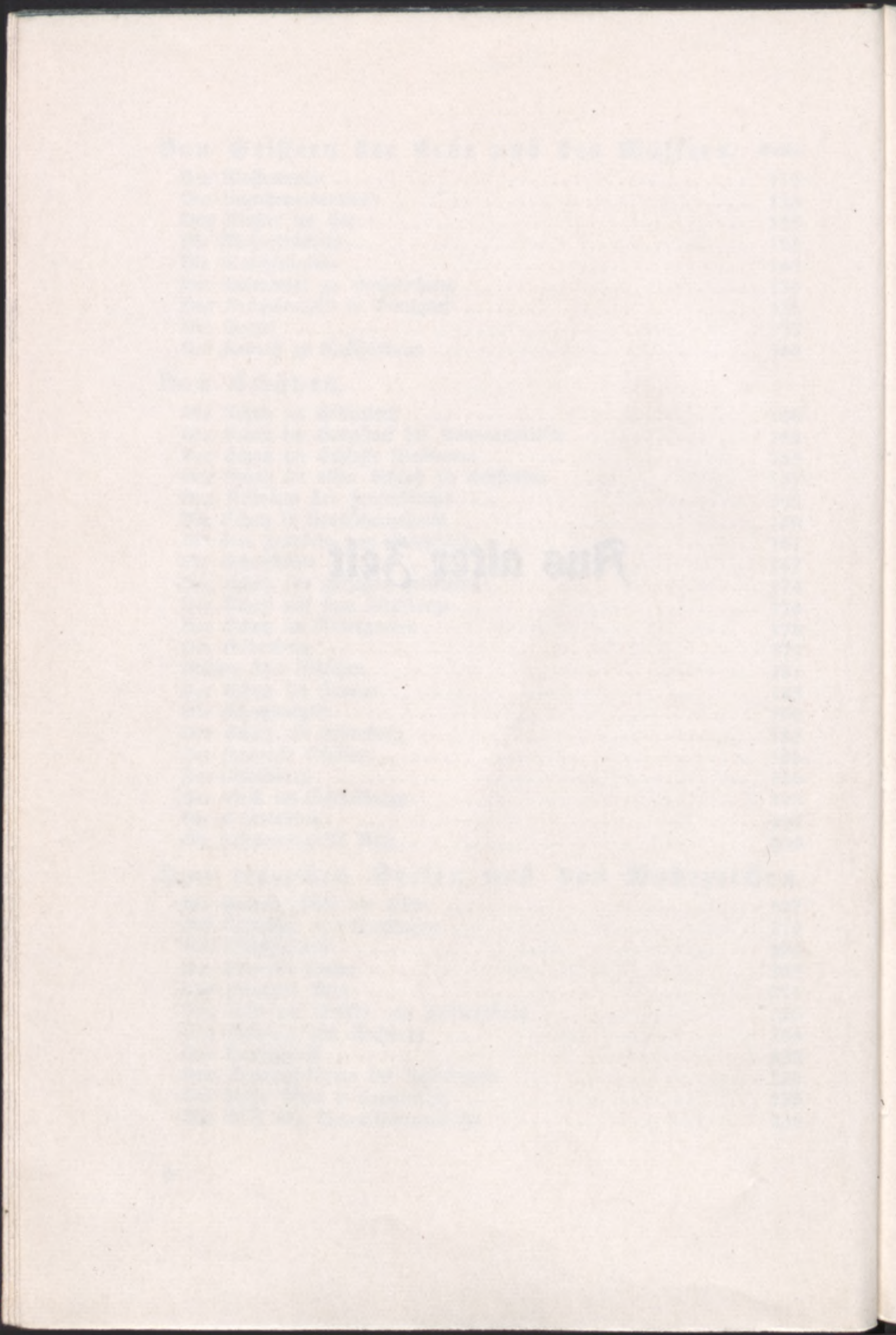
Inhalt

Von Geistern der Erde und des Wassers. Seite

Von Schätzen.

Von irrenden Seelen und von Wahrzeichen.

Aus alter Zeit



Der Reißenstein.

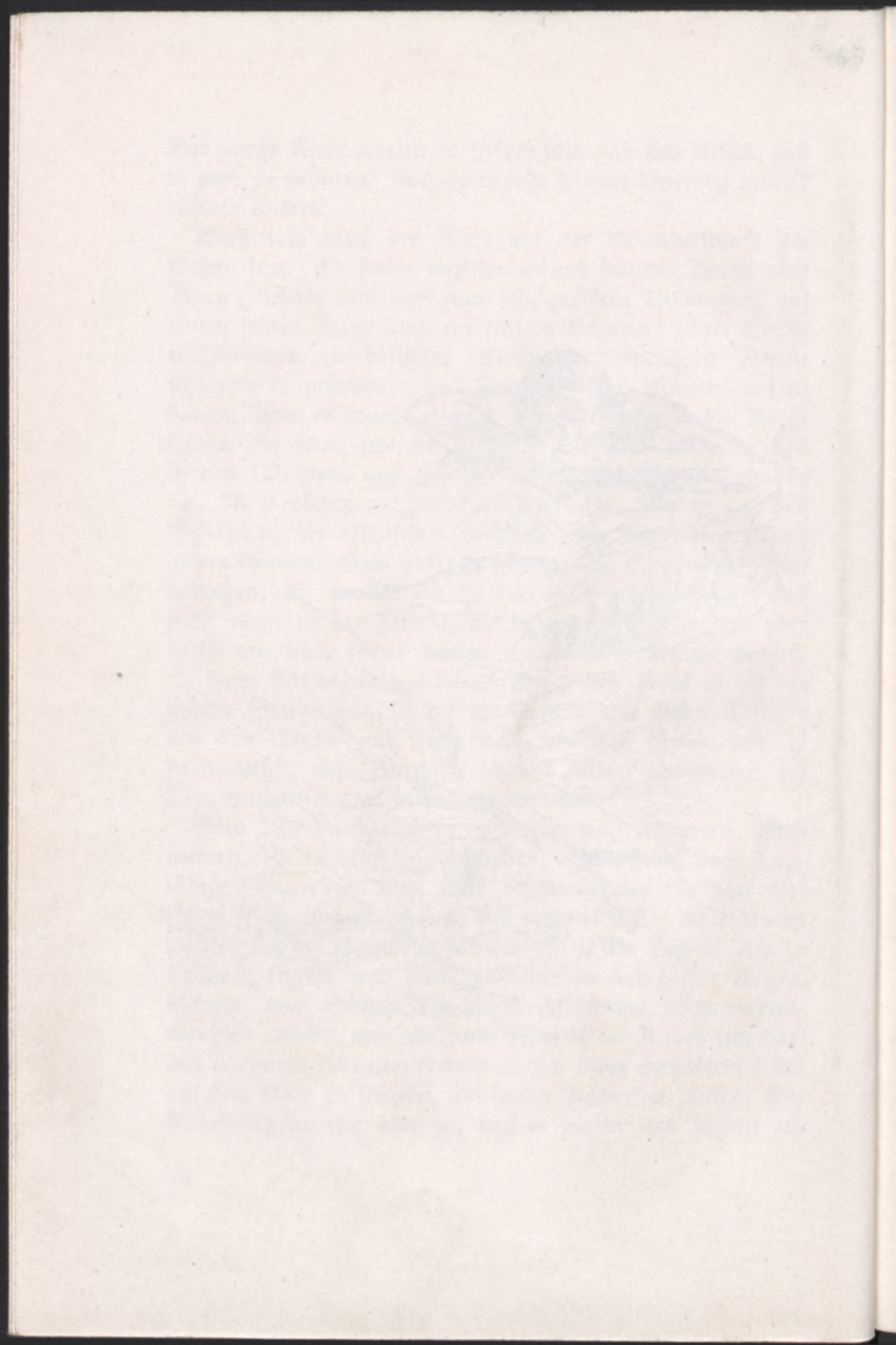
Es hat im Schwabenlande auch einmal eine Riesenfamilie gegeben, die ungeheure Schätze in den Höhlen der Berge zusammengeschleppt hatte. Der Letzte dieses Geschlechtes war ein Junggeselle und ein gar fauler Kerl. Er hatte es ja auch nicht notwendig, sich anzustrengen, da ihm alles zu Gebote stand, was er brauchte. Er war gutmütig, und wenn ihm eines der kleinen Menschlein etwas besorgt hatte, zeigte er sich immer großmütig und freigebig. Auch sonst war er hilfsbereit und deshalb ziemlich angesehen und beliebt. Ziemlich angesehen, nicht ganz; denn er trieb auch sehr oft argen Scherz, indem er die Wanderer erschreckte. Es gefiel ihm nämlich ganz besonders, mit dem Bauche auf der kahlen Sonnenseite eines Berges zu liegen und sich die Sonne auf den Rükken brennen zu lassen. Vom Gipfel des Berges hatte er die Spitze abgeschlagen und so ausgemeißelt, daß er sein Kinn bequem hineinlegen konnte. Zu dieser Arbeit hatte er sich doch einmal aufgerafft, und es gefiel ihm außerordentlich. Er lag da, solange die Sonne seinen Rücken streichelte, der selbst wie ein kleines Gebirge aussah. Er schlief, träumte vor sich hin, aber ganz besonderen Spaß machte es ihm, die Menschen zu beobachten, die im Tale hausten. Manchmal belustigte ihn ihr Gebaren so, daß er laut auflachen mußte. Das klang dann, wie wenn ein Donner dahergerollt käme. Die Menschen erschraken immer wieder, sie verkrochen sich sofort ängstlich, obwohl sie doch schon wissen mußten, woher der Lärm kam.

Der junge Riese bereute es sofort und gab sich Mühe, sich in acht zu nehmen. Aber er wurde seinem Vorsatze immer wieder untreu.

Einstmals muß der Riese auf der Wanderschaft gewesen sein. Er hatte irgendwo auf hohem Berge eine Burg gesehen, und nun war sein größtes Verlangen, auf einem seiner Berge auch ein stolzes Bauwerk seiner Größe entsprechend zu besitzen. Einen ganzen Berg Steine schleppte er zusammen und fing dann an, Mauern aufzubauen. Aber es wurde nichts. Er richtete durch die Bergstürze, die seine schlecht gefügten Mauern verursachten, in den Wäldern und Feldern der Menschen nur Schaden an. Nach vielen vergeblichen Versuchen kam er auf den Gedanken, die Menschen würden ihm sicher eine Burg bauen können. Geld hatte er genug, also mußte das Werk gelingen. Er wollte ein stattliches Bauwerk haben und nicht mehr in der Felsenhöhle hausen, in der er und wer weiß wie viele seiner Ahnen ihr Leben verbracht hatten. Er legte sich daher auf seinen Berg, den Kopf in die bequeme Steinhöhle, schloß die Hände wie einen Trichter um den Mund und rief dann ins Tal hinab, daß er beabsichtige, eine Burg zu bauen. Alle Handwerker, die dazu notwendig seien, sollten kommen.

Sein Ruf hatte Erfolg, ein Heer von Maurern, Zimmerern, Steinmetzen, Schmieden, Schlossern und Taglöhnern kam an. Das war etwas Neues für den Gesellen. Hei, wie die Hände sich regten! Wie die Mauern aufstiegen, die Gewölbe sich schlossen, die Bäume sich zu Dächern fügten und die Dachsteine sie fest gegen Regen, Schnee und Sturm machten! Mächtige Schornsteine wuchsen empor, und als zum ersten Male Rauch sich daraus hervorschlängelte, konnte er sich nicht enthalten, selbst auf das Dach zu steigen, um in die Röhre zu blicken. Der Rauch kitzelte ihn aber so, daß er niesen und husten zu-





gleich mußte. Welch Unglück wäre da bald entstanden! Alle Scheite flogen unten aus dem offen brennenden Kamin heraus, der Fußboden entzündete sich. Da zeigte sich die Macht der Menschlein; sie waren schnell Herr des Feuers und hatten es wieder dahin gebannt, wo es wohltätig empfunden wird. Erstaunt hörte der Riese von dem Unglück und mußte eine lange Rede über sich ergehen lassen über das, was er zum Wohle seiner Burg nicht durfte. Er nahm sich zusammen und war bald heimisch in dem immer schöner werdenden Gebäude. Es krochen zuletzt noch Menschlein in den Riesenräumen umher und brachten allerhand Schmuck an Wänden und Decken an, der ihm über alle Maßen gefiel. Ganz besonders glücklich aber war er, als einer an die Wand des großen Saales den Berg malte, auf dem er immer zu ruhen pflegte. Sein lachendes Gesicht auf dem Gipfel bereitete ihm so viel Freude, daß er dem Maler eine große Kiste voller Taler als Ehrengeschenk überreichte. Endlich war der langersehnte Augenblick da, das Riesenwerk war vollendet. Trutzig ragte es empor, schön war alles vom Keller bis zum Dach, nur eines fehlte noch: über dem obersten Fenster des Turmes sollte ein Käfig für einen zahmen Adler aufgehängt werden. Wer wagte es wohl, den Nagel einzuschlagen? Endlich meldete sich ein Schlossergeselle. Der Riese stieg mit ihm den Turm hinauf, packte den Gesellen an den Beinen und hielt ihn so hoch zum Fenster hinaus, daß er den Nagel an der gewünschten Stelle einschlagen konnte. Den Adlerkäfig hakte der Riese dann selbst ein. Er war sehr zufrieden über den Mut des Schlossers und ernannte ihn aus diesem Anlaß zu seinem Schloßvogt. Er durfte sich nach seinen Maßen ein Haus bauen lassen, in das er mit seiner Familie einzog. An den Kindern hatte der Riese viel Freude, er trieb allerhand Kurzweil mit ihnen.

So vergingen viele Jahre. Da dieser Riese, wie bereits bemerkt, der letzte seines Geschlechtes war, eine Riesin hatte er nirgends entdecken können, so starb mit ihm sein Geschlecht aus. Er vermachte die Burg seinem Vogte. Der Vogt ist lange tot, die Burg zerfallen, ihren Namen aber, Riesen- oder Reißenstein, behielt der Berg, und die Erinnerung an sie ist noch heute lebendig.

Der Schuhmacher von Henfweil.

Konrad I. war willens, den Magyaren, die den Hunnen gleich die deutschen Lande überfluteten, einen entscheidenden Schlag zu versetzen, und hatte ein großes Heer zusammengezogen. Aber auch jene waren nicht müßig, auch sie hatten an Streitkräften herbeigeholt, was irgendwie erreichbar war. In der Nähe der Stadt Lauingen, die ehemals Henfweil hieß, standen die Heere einander gegenüber. Die Macht beider Parteien muß groß gewesen sein, ein furchtbares Blutvergießen wäre unausbleiblich gewesen, wenn es zum Aufeinanderstürmen der Heere gekommen wäre. Aber ein Großer im Gefolge Konrads I., wer es war, das kündet die Sage nicht, mag das Schreckliche dieses Blutvergießens erkannt haben. Er mag tief ergriffen gewesen sein, als er in sich dieses Gemetzel erlebte, und wird alle Beredsamkeit aufgewandt haben, um die Heerführung an der Verwirklichung dieses Furchtbaren zu hindern. Es gelang, auch die Magyaren zu überzeugen; man stand ab von diesem Ringen und einigte sich auf einen Zweikampf.

Aus jedem Heere wurde ein Kämpfer ausgewählt, und es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß jedes Heer seinen besten Ritter stellte; denn der Unterliegende entschied die Schlacht zuungunsten des ganzen Heeres. Kaiser Konrad soll, wie erzählt wird, einen Herrn von Calatin zu diesem Kampfe erwählt haben. Am Vorabend des Entscheidungstages ging der Ritter allein

spazieren, um sich auch innerlich auf diesen Kampf vorzubereiten. Wie er so in sich gekehrt dahinschritt, hörte er sich auf einmal angesprochen. Er blieb stehen, blickte erstaunt auf, sah dem Fremden ins Gesicht, der zu ihm die seltsamen Worte sprach: „Ich befehle dir, du wirst nicht für den Kaiser in den Zweikampf gehen, sondern ein Schuhmacher von Henfweil wird ihn ausführen!" Der Herr von Calatin erschrak ob dieser Rede und fragte: „Wer bist du, daß du also zu mir sprichst? Wer sendet dich? Soll ich zum Spott des ganzen Reiches werden? Mit ewiger Schande würde ich bedeckt werden, und wer sollte mir glauben, daß ein derartiger Befehl mir erteilt wurde?" Der unbekannte Mann sprach darauf zu dem Ritter: „Ich habe dir die Wahrheit gesagt, ich bin der Ritter Sankt Georg, und zum Zeugnis dessen übergebe ich dir hiermit diesen Daumen!" Mit diesen Worten nahm er mit der linken Hand den rechten Daumen ab und überreichte ihn dem Ritter. Der Heilige war gleich darauf verschwunden.

Herr von Calatin begab sich sofort zum Kaiser, berichtete ihm die seltsame Begegnung und übergab als Beweis den Daumen. Man schickte in die Stadt, der Schuhmacher wurde herbeigebracht, und er erklärte sich zum Kampfe bereit. Der Schuhmacher und der Magyare kämpften miteinander. Wie von einer unsichtbaren Macht geleitet, führte der einfache Mann das Schwert; es dauerte auch nicht lange, da warf er den Feind mit einem so gewaltigen Hiebe nieder, daß dieser kein Schwert mehr zu führen brauchte. Die Heere gaben sich zufrieden, und die Magyaren zogen ab. Groß war der Jubel über diesen wunderbaren Sieg des einfachen Schuhmachers von Henfweil. Im Triumphe ließ ihn der Kaiser in sein Lager führen, gab ihm ein Ehrengewand, ließ ihm einen köstlichen Trunk in goldenem Pokale reichen, und dann

gab er ihm auf, drei Wünsche auszusprechen. Der Schuhmacher bedachte sich nicht lange. Als ersten Wunsch sprach er aus, seiner Vaterstadt Henfweil möge die Ehre zuteil werden, mit rotem Wachs siegeln zu dürfen. Der zweite war, eine große Wiese möchte der Stadt als Viehweide übergeben werden, und der dritte, den Herren von Calatin möchte genehmigt werden, im Wappen das Bild eines Daumens zu tragen. Es ist ein schönes Zeugnis für diesen Mann, daß er in seinen Wünschen an die Allgemeinheit und nicht an sich gedacht hatte. Der Kaiser erfüllte die Wünsche und beschenkte ihn außerdem so reich, daß er nicht mehr über Not zu klagen hatte.



Graf Albertus von Calw.

Graf Albertus von Calw war reich, viele Schlösser und Burgen nannte er sein Eigen, aber nirgends hatte er Ruhe und Frieden; denn ihm fehlte das, was Menschen von seiner weichherzigen, guten Gemütsart wichtigste Bedingung ist: die Eintracht mit seiner Gemahlin. Er hätte von Anfang seiner Ehe an sein Los verbessern können; aber er unterließ es, seiner Gattin mit Strenge entgegenzutreten, er ließ das harte, herrschsüchtige Wesen seiner Frau weiter wirken und machte dadurch seine Lage unerträglich. Er ritt von Burg zu Burg, kehrte wieder nach Hause zurück, in der Hoffnung, seine Gattin verträglicher zu finden, wurde aber immer enttäuscht. So zog er es endlich vor, seine Heimat zu verlassen. Er schloß sich einem Palästinazuge an, um an der Befreiung des Heilandgrabes mitzuwirken.

Viele Jahre vergingen, die Gräfin hörte nichts von ihrem Gatten. Viele Ritter waren zurückgekehrt, aber keiner konnte ihr Nachricht geben. Da nahm sie an, ihr Gatte sei in dem fernen Lande gefallen oder gestorben. Sie entschloß sich daher, dem Drängen der Ritter nachzugeben und einen zu wählen, der ihr würdig schien, ihr Gatte zu werden. Zum Zeichen, daß sie alle Rechte auf den neuerwählten Gatten zu übertragen gewillt sei, sollte sie den Ring, den sie vom Grafen Albertus erhalten hatte, an jenen übergeben und sich dadurch ihm anverloben. Aber der Ring, den sie immer getragen hatte, war verschwun-

den, er fand sich nirgends. Sie ließ also einen neuen Ring anfertigen und überreichte ihn dem Ritter.

Der Hochzeitstag kam herbei, eine Schar erwählter Gäste füllte den großen Saal, und mit aller Pracht wurde die Vermählung gefeiert. Kurz vor Mitternacht fiel es der Gräfin ein, des verlorenen Ringes zu gedenken. Vom Ringe kamen ihre Gedanken auf den verschollenen Gatten. Im Übermut hob sie den Pokal, um auf sein Wohl zu trinken, da — — — die Glocke kündete Mitternacht — ging ein Rauschen wie Sturmeswehen durch den Saal, trüb und düster brannten die Kerzen, kalte Schauer durchrieselten die Anwesenden, und entsetzt sank die Braut zurück, vor ihr stand der vermißte Gatte, rot leuchtete das Blut, das aus einer tiefen Brustwunde geflossen war. Starr blickte er die Frau an, seine Hand hob sich, öffnete sich, und laut klirrend fiel der gesuchte Ring in den Pokal. Im selben Augenblick war alles wie vorher. Die Kerzen brannten gleichmäßig, nur in den Anwesenden war ein Entsetzen zurückgeblieben, dessen sie nicht Herr zu werden vermochten. Schweigend verließ einer nach dem andern den Saal, und als die Neuvermählte aus dumpfem Brüten aufsah, war sie allein, selbst ihr Gemahl hatte sie verlassen.

Sie erwartete den neuen Tag, ordnete alle Angelegenheiten und ging dann in ein Kloster.

Friedrich von Zollerns Wunderpferd.

Es hatte einst ein Graf von Zollern gelebt, des Name Friedrich war. Seine Gattin hieß Udalhilt, die eine gar tugendhafte und gottesfürchtige Frau war. Es wird erzählt, sie sei sogar für heilig gehalten worden. Welchem Geschlechte diese Frau entstammte, das ist seit langer Zeit vergessen. Viele Jahre lebten die Gatten in größtem Glücke miteinander, es wurde ihnen eine Schar Kinder geschenkt, die teils an fremden Fürstenhöfen, teils bei Verwandten und den nächsten Freunden erzogen wurden.

Nachdem der Graf viele Jahre also glücklich im Kreise seiner Familie gelebt hatte, kam ihm plötzlich das Verlangen, fremde Länder zu erkunden. Er übergab seiner Gattin die Grafschaft und alles, was er sonst hatte, und verabschiedete sich dann von ihr, seinen Kindern und seinen Untertanen. Mit wenig Dienern nur reiste er ab, zog gen Süden über die Alpen, bestieg ein Schiff und ließ sich über das Meer in die Heidenschaft fahren. Viele Jahre zog er umher, erlebte mancherlei Abenteuer, zuletzt aber verlor er einen Diener nach dem andern, ein Pferd nach dem anderen, bis er schließlich allein und völlig mittellos, hilflos in einer Wüste stand. Hunger und Durst mußte er ertragen, und eines Tages lag er ermattet, zum Sterben bereit im glühenden Sande. In dieser Not erschien ein böser Geist vor ihm, der ihn in mancherlei Versuchungen führte. Der Graf blieb standhaft und wollte lieber verderben als den Lockungen des bösen Geistes nachgeben, die dieser ihm in Gestalt von Heiden-

frauen vorführte, wenn er seinen Glauben verleugnen wolle. War der böse Geist nur ein Versucher, den Gott gesandt hatte, um den Grafen in höchster Not zu prüfen? Denn vor ihm, der am Ende seiner Kraft war, erschien der Geist bald danach mit einem herrlichen Roß und teilte ihm mit, daß dieses Tier ihn überall dorthin tragen werde, wohin er verlange, ohne befürchten zu müssen, Schaden an Leib und Seele zu nehmen. Er könne mit diesem Pferde die ganze Welt durchreisen; über die größten Meere, die höchsten Berge trage es ihn, und sein ganzes Leben lang stände es ihm zur Verfügung, er dürfe nur eines nicht vergessen. Wenn er nur ein einziges Mal dieses Eine vergäße oder unvollkommen ausführe, dann würde das Roß sofort verschwinden. Er müsse jedesmal, ganz gleich, wo er sich befinde, wenn er vom Pferde steige, dieses gen Sonnenuntergang wenden und abzäumen. Der Geist schärfte ihm dies ganz besonders ein, dann verschwand er, der Graf war allein mit dem schönen Tiere.

Es war gesattelt, zutraulich kam es ihm näher, stellte sich vor ihn und bedeutete ihm durch Wiehern, aufzusteigen. Soviel es seine schwachen Kräfte erlaubten, mühte er sich in den Sattel; als er endlich saß, scharrte das Tier ungeduldig mit den Hufen, er hatte noch keinen Wunsch ausgesprochen, wohin er geführt sein wollte. Es fiel ihm ein. Da flüsterte er nur die Worte „Wasser, Datteln“, sogleich fühlte er ein Erschüttern, sah und hörte nichts mehr, im nächsten Augenblick stand das Tier auf einer wunderbaren Oase unter einer Dattelpalme voll der herrlichsten Früchte, die er vom Pferde aus erreichen konnte. Er pflückte, gab zuerst dem Tiere und ließ sich dann selbst die köstlichen Früchte schmecken, stieg ab, sattelte sein Wunderroß dem Geheiß des Geistes entsprechend ab und trank mit Andacht das kühle, klare Wasser.

Bald erholte sich der Ritter, und wer nun glaubte, daß sein nächster Wunsch gewesen sei, in die Heimat zurückzukommen, der irrt sich. Jetzt erst besuchte er alle Länder, denn er hatte es nicht schwer, sie zu erreichen. Kaum gedacht und den Gedanken ausgesprochen, da flog er auch schon dahin mit einer Schnelligkeit, die den schnellsten Sturm überflügelte. Aber endlich kam doch die Sehnsucht nach der Heimat, endlich war er der fremden Länder müde. Seine Gattin hatte inzwischen sein Hab und Gut verwaltet, hatte weise und tugendhaft regiert. Die Arbeit war ihr Trost im Schmerze um den Verschollenen, ach, längst Verlorenen, Vermoderten. Die Kinder waren erwachsen, waren tapfere, in allen Rittertugenden geübte Männer geworden, hatten sich Frauen genommen, und ein neues Geschlecht begann bereits in die Welt hineinzuwachsen. Auch die Töchter waren ihrer Mutter ebenbürtig, die ältesten bereits mit Männern aus edlen Geschlechtern vermählt.

Graf Friedrich von Zollern kam unerkannt in seiner Heimat an; er erkundigte sich erst danach, wie es um sein Land und sein Hauswesen stünde und war tiefbewegt und glücklich, überall Wohlstand zu finden, überall nur Gutes zu hören. Er sandte daraufhin an seine Gattin eine Botschaft, die sie beglückt empfing. Allsogleich rüstete sie sich mit den Kindern, die noch im Hause weilten, und stieg den Berg hinab, an dessen Fuße der Graf eben angekommen war. Die Freude des Wiedersehens möge sich jeder selbst ausmalen. Der Graf sprang vom Pferde und hatte es in seinem Glück im gleichen Augenblick vergessen. Umringt von den Seinen, stieg er den Berg empor und zog, von lautem Hörnerschall begrüßt, ein in die Burg seiner Väter. Die nachfolgenden Diener nahmen sich des Pferdes an, führten es mit sich hinauf, was ihnen große Schwierigkeiten bereitete. Das edle Tier zeigte sich stör-

risch, die Diener wurden unwillig, und in der Nähe der Burgstallungen riß es sich los und war im selben Augenblick verschwunden. Bestürzt schickte man Botschaft zum Grafen, dem nun einfiel, was er in seiner Wiedersehensfreude versäumt hatte. Er schickte den Boten zurück und ließ sagen, daß niemand am Verschwinden des Tieres schuld sei, er allein habe das Nötige versäumt. Er erzählte seiner Gattin, was es für eine Bewandtnis mit dem Tiere habe, welche Treue es ihm bewiesen und wie sicher es ihn überallhin getragen habe. „Glücklich bin ich in die Heimat geleitet worden, ich brauche das Roß nun nicht mehr. Es ist fort, und damit sei ihm und dem Geist gedankt, der es mir in höchster Not gebracht!"

Wenige Stunden später kamen drei weißgekleidete Jungfrauen den Berg herauf, blieben am Tor der Burg Zollern stehen und begehrten Einlaß. Auf die Frage der Wachen, wen sie zu sprechen wünschten, wurde ihnen der Bescheid: „Den Herren!" — Man brachte dem Heimgekehrten die Botschaft; der befahl, sie unverzüglich einzulassen. Als sie vor ihm standen, neigten sie sich vor ihm, und eine der Jungfrauen sprach: „Herr, wir sind Geister, die in die Gewalt des bösen Feindes gekommen waren. Er hat uns in ein Roß verwandelt und uns aufgetragen, dir zu dienen. Lange Zeit haben wir dich getragen, du warst gut zu uns, du hast alle Liebe und Sorgfalt uns entgegengebracht. Wir waren erst tiefbetrübt darüber, daß du uns im Glück des Heimgekehrtseins sogleich vergaßest, doch dein Versehen ist uns zum Heile geworden, wir sind erlöst. Wir waren im selben Augenblicke erlöst, als deine Dankesworte erklangen. Hättest du geflucht ob deiner eigenen Nachlässigkeit, wir wären in der Gewalt des bösen Feindes geblieben und hätten ihm wohl dienen müssen bis zum Jüngsten Tag. Darum sei bedankt, deine Geduld hat uns erlöst. Sei

glücklich in deiner Heimat, sei glücklich mit den Deinen, dein Geschlecht wird blühen immerdar!"

Die beiden anderen wiederholten die letzten Worte noch einmal, und indem sie sie sprachen, lösten sich die drei Gestalten auf und verschwanden. Das „Immerdar" war noch wie ein Dufthauch im Raume.

Das Licht des Falkensteiners.

Vor ungefähr tausend Jahren lebte am Hofe des Herzogs von Schwaben ein junger Ritter, der den Namen Johannes von Falkenstein führte. Er war reich und hatte herrliche Burgen an den Flüssen Jaxt und Kocher. Trotz seiner Jugend war er an allen Höfen und Schlössern bekannt, denn er hatte bereits Wunder an Tapferkeit vollbracht. Im Rate der Männer war er angesehen, und die Frauen ließen ihn in ihren Träumen wandeln; denn er war schön, er war Meister im Gesang und Lautenspiel, und wenn er sprach, dann war es, als schmeichle sich der erste Frühlingshauch in die Herzen.

Aber der Ritter dachte nicht an Liebe, er dachte nicht an die schönen Frauen im Schwabenlande, er sorgte für seine Güter, auf die er sich zurückzog, hatte einen Kreis von Freunden um sich versammelt und war viel auf der Jagd. Auch allein durchstreifte er gern die Wälder seiner Heimat. Oh, der Wechsel der Jahreszeiten in den Wäldern, der Kampf der Frühlingsgeister mit den rauhen Gesellen des Winters, die Gewitterstürme im Sommer, die leuchtenden klaren Morgen und der Herbst mit seiner Glut, oh! wie herrlich ist dieses Leben gegen die Schwüle der Höfe! Die Jagd auf die wilden Tiere des Waldes, den Bären, den Wolf, den stolzen Hirsch, den Adler! Herrlich! herrlich! Mit solchen Empfindungen schritt der Ritter durch seine Heimat, die ihm zu dieser Zeit wundersam vertraut wurde.

Eines Tages nun hatte er sich wieder von der Gesellschaft abgesondert und ging seinen Träumen nach immer tiefer in den Wald hinein. Die Hörner riefen ihn, aber er hörte nicht, er ließ sich von dem wundersamen Walten gefangennehmen und schlug einen ihm ganz unbekannten Pfad ein. Er ging ihn weiter und weiter. Das Rauschen des Waldes umgab ihn, und es schien ihm, als raunten alte Sagen ihm alte Geheimnisse ins Ohr. Der Weg führte ihn wundersam vorwärts. Auf und ab, über bemooste Felsen hinweg, an überhängenden Felsen vorüber. Durch das dichte Laub drangen die Sonnenstrahlen nur sanft hindurch, er schritt wie in einer Halle, die mit grünem Glase überdeckt war.

Mit einem Male hörte er das Rauschen einer Quelle. Eine neue schöne Musik in der Erhabenheit des Waldes. Er schritt schneller aus, denn ihn drängte es, sich an ihrer Köstlichkeit zu laben und in ihrem kühlenden Atem zu ruhen. Er kam an eine kleine Lichtung, die von Hängeweiden eingefaßt war, saftiges Gras bedeckte den Boden, und die Sonne leuchtete hier frei von ihrer Mittagshöhe hernieder. Die Lichtung schloß sich an einen hohen Felsen an, den vielfarbige Blumen und hohe Gräser überwuchert hatten, und aus dem Felsen sprudelte ein Quell in ein kleines Felsenbecken, von wo aus das Wasser dann nach der anderen Seite des Waldes abfloß. Der Ritter schritt auf den Quell zu; wie gebannt war er aber, als er, diesem nähertretend, im hohen Grase liegend ein Mädchen fand. Er mußte wohl einen Schrei ausgestoßen haben; denn das Mädchen hob den Kopf, und ein Augenblick des Entzückens erwachte in ihm: aus einem märchenhaft schönen Gesichte sahen ihn zwei märchenhafte tiefe blaue Augen an. Aber aus des Mädchens Blick sprach keine Freude, das Herz des Ritters ward sogleich von Traurigkeit erfüllt. Er fragte die Schöne, was ihr

widerfahren sei, daß also großer Schmerz aus ihren Augen dringe.

Das Mädchen antwortete dem Ritter, und ihrer Stimme Klang war so süß, daß er zum ersten Male von einem weiblichen Wesen gefangen war. Er liebte die Fremde, er liebte das, was aus ihren Augen auf ihn eindrang, und er liebte, gleichsam als Musikbegleitung zu allem, die Stimme, die ihm gar Seltsames offenbarte. Sie sprach: „An meiner Schwermut bist du schuld, Ritter; denn du bist bestimmt, mein Geschick zu verändern, wenn du treu bist. Ich bin der Geist dieser Quelle und bin ausersehen, die Gattin dessen zu werden, der zwölf Monde hindurch an nichts anderes denkt als an mich. Jeden Monat darf der Mann nur einmal zu mir kommen, und mit jedem Monat werde ich den Erdenmenschen ähnlicher, bis ich im zwölften Monat ganz mit Irdischem erfüllt bin, alle Freude, alles Leid der Menschen zu empfinden vermag und damit auch vergänglich geworden bin. Wenn die Liebe eines Mannes mich so zu verwandeln vermag und in Treue ausharrt, dann werde ich glücklich werden."

Der Ritter sank nieder ins Gras und schwur bei der Klarheit der Quelle, beim Glanze der Sonne, daß er noch nie eine Frau ersehnt, noch nie eine Frau begehrt, noch nie eine Frau geliebt, sie sei die erste, die sein Herz in einen Feuerherd verwandelt habe; ihre Stimme habe ein Echo wie von tausend Glocken erweckt. Sie überleuchte alles, was er an Schönheit bisher gesehen, ihr Glanz sei in ihm. Wenn er ihn nicht immer habe, sich in ihm nicht immer neu baden könne, sei er in trostlosem Dunkel verloren.

Das Mädchen hörte leise lächelnd diesen Liebesschwur an und sagte noch einmal: „Wir können überglücklich werden, wenn du treu bist; aber ich bin dir verloren,

wenn du nur einmal mich vergissest!“ Der Ritter beteuerte dagegen, das würde nie geschehen. Ihr gehöre er, sie erfülle ihn ganz und gar, nichts weiter in der Welt habe in ihm Platz. Die Schöne blickte ihn hold an, daß er sich wieder vor ihr niederließ; sie streichelte seine Wange und flüsterte ihm ins Ohr: „Wo du auch weilst, ich fühle deine Gedanken. Deine Gedanken wirken und weben an mir, daß ich meine Nymphennatur mehr und mehr verliere. Dir werde ich nach zwölf Monden gleich sein, wenn du unwandelbar mir gehörtest. An jedem Tage, der dem Vollmond voraus geht, mußt du zur selben Stunde hier sein. Dann soll deine Sehnsucht gestillt werden, daß du bis zum nächsten Vollmonde ausharren kannst.“ Hierauf brach der Geist der Quelle eine der Lilien, die das Becken umstanden, reichte sie dem Ritter und bemerkte dazu: „Nimm diese Lilie! Sie wird das Sinnbild deiner Liebe zu mir sein. Solange du mir gehörst, wird auch die Blüte in ihrer Reinheit leuchten. Jedes Ablenken wird das reine Weiß trüben, und das Vergessen wird sie in Staub verwandeln. Bedenke wohl, was du übernimmst! Noch ist es Zeit, wenn du dich nicht stark genug fühlst, noch hast du die Lilie nicht in deiner Hand!“

Der Ritter stand auf und nahm die herrliche Blüte der Geliebten aus der Hand. „Damit bist du mein geworden und ich dein!“ Sie stand auf, umfing den Ritter, und sie küßten sich beide. Sie drängte ihn aber fort und sprach: „Geh, geh! Du hast dein Werk an mir begonnen! Sieh zu, daß es glücklich vollendet werde!“ Mit diesen Worten war die schöne Gestalt seinen Blicken entschwunden. Die Lichtung erschien ihm dunkel, traurig klang das Gemurmel der Quelle. Er stand noch eine Weile, und wenn er die Lilie nicht als Zeichen gehabt hätte, dann hätte er wohl glauben können, alles sei ein Traum ge-

wesen. Er ging denselben Weg zurück, den er gekommen, aber wie anders war alles! Frei und unbekümmert war er vorher, voller Sehnsucht und Fragen wandelte er nun dahin.

Als Johannes von Falkenstein in seine Burg zurückkehrte, war er ein anderer, man kannte ihn nicht mehr. Er mied die lauten Kreise und verschloß sich in sein Gemach, ritt in den Wäldern umher, stand auf dem Turme und ließ den Atem der Ferne in sich einströmen. Sein Freund war der Mond. Ihn beobachtete er Tag für Tag, erst sein Abnehmen, dann wartete er die schwarzen Nächte hindurch auf das erste Viertel und weiter bis zu dem seligen Tage, da er in den Wald eilen und den Weg gehen durfte, der ihn an das Ziel seiner Wünsche führte. Wie sang der Wald, wie jubelte die Quelle, wie leuchteten die Augen der Geliebten, als er das Weidengesträuch durchbrach und vor ihr niederstürzte! Die Stunden des Glückes vergingen, er mußte scheiden, und der Mond vollendete weiter seinen Kreislauf. Er nahm ab und rundete sich wieder, der Tag des Glückes, des Hingegebenseins kam zum zweiten, zum dritten Male und so weiter bis zum elften Vollmonde. Jubelnd sang er: „Wenn der Mond wieder gerundet ist, dann bist du mein!" Jubelnd sang sie: „Wenn der Mond wieder gerundet ist, dann bin ich dein!" „Dann folgst du mir!" sang er. „Dann folge ich dir!" sang sie.

Am Morgen nach diesem seligen Tage kam ein Bote des Schwabenherzogs und überbrachte ein Schreiben, worin dem Ritter von Falkenstein angezeigt wurde, daß der Herzog mit seiner Gemahlin und einigen Hofleuten für einige Wochen bei ihm zu Gaste sein würden, um in den Forsten der Umgebung zu jagen. Der Ritter war unglücklich. Gerade jetzt, wo er der Erfüllung schönsten Träumens entgegenging, diese Störung! Aber er

konnte und durfte den angemeldeten hohen Besuch nicht abweisen. In seinem Schlafgemach stand die Lilie aufrecht, blendend, ohne Fehl. Er blickte seufzend in den Kelch der Blüte und glaubte das holde Antlitz seiner Geliebten auf dem Grunde zu sehen. „Du bist mir nah!“ sprach er leise, „in allem lauten Treiben der kommenden Tage wirst du mein Schutz sein!“

Dann gab er die nötigen Befehle und ließ alles zum Empfang der Gäste rüsten. Nach zwei Tagen kam der angemeldete Besuch, die Räume widerhallten vom Frohsinn der Gäste; Jagd, Spiel, fröhliches Gastmahl, Gesang und Tanz folgten einander ununterbrochen. Der Ritter hatte wenig Zeit zum Träumen, die einsame Geliebte im Walde war ihm ferner gerückt, und wenn er Zeit gehabt hätte, die Lilie in seinem Gemache zu betrachten, dann hätte er bemerkt, daß sie von ihrem Glanze verloren hatte.

Unter dem Gefolge der Herzogin befand sich eine Hofdame, ein Fräulein Mathilde von Königseck, die den Ritter für sich gewinnen wollte. Sie war schön, bezauberte durch die Gaben ihres Geistes, war witzig, zu Scherzen aufgelegt, aber es war kein reines befreiendes Atmen in ihrer Nähe.

Johannes von Falkenstein war gebannt; so gebannt, daß er seine Geliebte am klaren Quell vergessen hatte. Er dachte nur an die Dame, er widmete sich ihr, und sie entfaltete allen Liebreiz, in dem der Ritter Wunder über Wunder entdeckte.

Die Tage und Wochen vergingen, der Mond rundete sich, Johannes merkte es nicht. Er sah die Lilie in seinem Gemache nicht, die welk herniederhing. Mathilde von Königseck war seine Sonne, die leuchtend über ihm schwebte, ihn beglückte des Tages, und die er ersehnte, während er sich ruhelos auf seinem Lager wälzte.

Der einst so bang erwartete Tag vor dem Vollmonde war gekommen. Aber keine innere Stimme trieb ihn, an seinen Schwur zu denken, er lustwandelte mit der Hofdame im duftenden Garten. Der Duft der Rosen, die Glut der Sonne, der Glanz der Augen, der Hauch ihres Atems machten ihn trunken, daß er, mit ihr in einer Laube eingekehrt, sein Gefühl in törichten Worten über sie ergoß. Er warb um sie, sie nahm die Werbung an, beider Arme öffneten sich, sie schlossen sich in seligem Umfangen, und die Lippen fanden sich.

Als der erste Glückessturm verrauscht war, begab sich die Dame zu einem Rosenstrauch. Sie pflückte eine Blüte, die eben das Glück des Sichhingebens an die Sonne erlebte, reichte sie dem Ritter und sprach mit aller Süßigkeit, deren sie fähig war: „Mein Ritter, ich weiß, daß in Eurem Gemach eine Lilie trauert. Tut sie weg und nehmt diese Rose von mir. Sie wird blühen und leuchten ...“

Die Dame konnte ihre Worte nicht weiter sprechen, bleich war plötzlich das Antlitz des Geliebten, entsetzt starrte er sie an, dann schrie er, daß ein Zittern sie durchfuhr: „Oh, ich Verräter!“

Er ließ sie stehen, stürmte fort in sein Gemach, stürzte vor der in Staub zerfallenen Lilie nieder, benetzte die Reste mit seinen Tränen, aber die Blüte stand nicht mehr auf.

Er eilte hinunter in die Ställe, ließ ein Pferd satteln, die Brücke donnerte nieder, wie von Wölfen gejagt, stürmte er hinaus, den herrlichen Weg im Wunderwalde entlang, der verratenen, vergessenen Braut entgegen. Als er das Murmeln der Quelle hörte, stieg er vom Pferde, ließ es grasen, eilte leichtfüßig weiter, durchdrang das Gebüsch, aber fremd mutete ihn die vertraute Umgebung an. Düster war alles, die Blüten verschwunden, dichtes

Gestrüpp um das Becken, und es war ihm, als töne Klagen und Jammern im ganzen Walde. Er rief, er schrie, er lockte mit holden Namen, nichts, nichts gab Antwort, nur ein fernes Echo klang seinem Rufen nach. „Verflucht seist du!“ rief er sich selbst zu, riß den Dolch aus der Scheide und ihn fest mit beiden Fäusten packend, stieß er ihn in seine Brust.

Im selben Augenblicke wurde die Asche der Lilie in seinem Gemache lebendig, sie verwandelte sich in eine Flamme, die in einem Augenblicke ein Feuerdämon war. Das ganze Schloß war erfaßt, so daß sich die Gäste und die übrigen Bewohner nur mit Mühe retten konnten. Die Mauern stürzten in sich zusammen, und nur ein riesiger Schutthaufen war übrig von der stolzen Burg Johannes von Falkensteins.

Über der Quelle aber schwebt immer noch ein Licht, es ist nur nachts sichtbar und wird das Licht des Falkensteiners genannt.

Der Wunderbrunnen.

Im Kerker zu Geißlingen saß ein Mann, der war angeklagt, einen Menschen ermordet zu haben. Besonders belastend für ihn war, daß er im Walde an der Leiche des Ermordeten gefunden wurde. Er hatte sich mit ihr beschäftigt, in Wahrheit, um zu untersuchen, ob noch Leben in dem Überfallenen sei. Die Schergen nahmen jedoch an, er wollte den Ermordeten ausrauben. Der Gefangene war sonst in seiner Heimat angesehen, aber trotzdem war die Meinung sofort gegen ihn gestimmt, als man von seiner Gefangennahme erfuhr. Er blieb standhaft in allen Verhandlungen, er hielt die ersten Grade der Folterung aus, auch die mittleren, als man jedoch zu den stärkeren überging, da erlahmte seine Kraft, und er nahm in der Not die Last auf sich. Man brachte den Unglücklichen, der durch die Qualen der Folterung nicht mehr stehen konnte, in seinen Kerker zurück und behängte ihn wieder mit seinen Ketten, unter deren Last er auf das Stroh gekauert lag.

Der Tag der Hinrichtung kam, von allen Seiten strömten Neugierige herbei, um das Ende eines Menschen durch Henkershand zu sehen. Wie viele Ungerechte mögen dabei gewesen sein, die da riefen: „Ihm geschieht recht! Er ist ein Mörder, er hat lange geleugnet, aber Dank sei der Folter, die ihn zwang, die Wahrheit kundzugeben!“ Viele entsetzten sich wohl vor dem Gerichte, aber es trieb sie doch auch hinaus, um das Furchtbare zu er-

leben. So war der Platz um das Gericht also in weitem Umkreise überfüllt. Vom Kerker aus die Straße durch das Tor zur Richtstätte war ebenfalls besetzt. Das Tor öffnete sich, und auf elendem Karren saß ein elendes, abgemagertes, totenbleiches Wesen, dem die Haare wirr herabhingen. Oh, manches junge Herz krampfte sich vor namenloser Qual und Angst zusammen, es könne ihm auch einmal so ergehen. Viele weinten vor Weh, als sie den Mann, mit dem sie oft geplaudert, gelacht und gescherzt hatten, in diesem zermarterten Zustande sahen. Aber die meisten Stimmen waren Spott und Hohn.

Der Wagen kam an der Richtstätte an, der Verurteilte wurde losgebunden und, mehr getragen als geführt, die Treppe zum Richtplatz emporgebracht. Oben angelangt, bat er, noch einige Worte sagen zu dürfen. Es ward ihm gewährt. „Bürger," sprach er, so laut es sein Zustand erlaubte, „Bürger, ich bin unschuldig! Ich habe lange mit mir gerungen, soll ich euch fluchen, oder soll mein Tod euch Segen bringen. Oh, die Qualen der letzten Nacht waren furchtbar, und es war mir einen Augenblick eine Wonne, zu denken, diese Qualen an euch zu vergelten. Aber Gott hat mein Herz gelenkt. Er sprach zu mir: ‚Stirb ohne Haß, ich werde deine Unschuld beweisen. Im Augenblick, da dein Haupt fällt, soll dem Felsen, der der Richtstätte am nächsten ist, ein klarer Quell entspringen!'" — Er kniete nieder und betete, dann legte er sein Haupt auf den Richtblock, das Schwert blitzte, im selben Augenblick fiel der Kopf, der Henker ergriff ihn schnell, zeigte ihn im Kreise umher und rief: „Habe ich recht gerichtet?"

Da breitete sich, von den Zuschauern ausgehend, die dem ersten Felsen am nächsten standen, ein Tumult aus, Entsetzensschreie tönten, Klagen wurden laut, denn ein Quell war aus dem Felsen hervorgebrochen, als das

Haupt fiel. Damit war die Unschuld des Gerichteten erwiesen. Wenige Jahre später bekannte ein Mann auf dem Sterbelager, daß er den Mord begangen habe.

Der neue Quell wurde eingefaßt und zur Erinnerung an den Unschuldigen der Wunderbrunnen genannt.

Der Klopfer zu Rechberg.

Der Ritter Ulrich von Rechberg war in großer Not. Er hatte um die Hand seiner Jugendfreundin, der Tochter des Ritters von Benningen angehalten und war, was ihm vorher unmöglich schien, abgewiesen worden. Er suchte nach Gründen, er prüfte sein ganzes Verhältnis zur Familie, fand aber durch alle Jahre nur Freundlichkeit und Entgegenkommen. Besonders tief schmerzte ihn der Gedanke, der Vater seiner Erwählten habe einen anderen Gatten für sie bestimmt. Wie schrecklich, wenn sie gezwungen würde, diesem zu folgen! Aber wer konnte das sein? Wen konnte Herr von Benningen als würdigsten Mann für seine Tochter bestimmt haben?

Auch sie wußte keinen Rat, auch sie wußte sich nicht des Vaters Verhalten zu erklären. Sie flehte ihn an, tränenüberströmt kniete sie vor ihm nieder, er aber wies die Arme hart von sich und sagte ihr, daß sie den Namen des Ritters nie mehr vor ihm nennen solle. Er habe andere Absichten, und zur Zeit würde er sie davon in Kenntnis setzen. Jedes weitere Bitten der Tochter schnitt er mit den Worten ab: „Er darf nie mehr die Burg betreten, und wehe dir, wenn du versuchen wolltest, außerhalb der Burg mit dem Rechberger zusammenzutreffen!“

Anna, so hieß das Mädchen, konnte es nicht fassen, daß ihr Vater so grausam war. Würde er sie wirklich zwingen, einem anderen als dem Rechberger anzugehören?

Sie war entschlossen, lieber zu fliehen und in einem Kloster Schutz zu suchen. Solchen Gedanken hingegeben, saß die Jungfrau einsam in ihrer Kammer und fühlte sich wie ein Vöglein im Käfig, den man hoch oben an einem Felsen aufgehängt hatte.

Unten ritt Ulrich von Rechberg vorüber und blickte sehnsüchtig zur Burg empor, die bisher seine zweite Heimat war. Wenn er doch wenigstens der geliebten Jugendfreundin Nachricht geben könnte! Er dachte hin und her, wie dies wohl zu bewerkstelligen sei. Da schmiegte sich ein zottiger Kopf an ihn, es war sein treuer Hund, ihm und der Erwählten gleich ergeben. Er war auf der Burg der Benningen ebenso heimisch wie auf dem Rechberg. Der Hund schien die Not seines Herrn zu fühlen; er blickte, neben dem langsam trabenden Pferde hertrotend, verständnisvoll den Sinnenden an. Diesem schien es, als habe er aus den Augen des Begleiters den Gedanken gelesen: Er könnte der Bote sein. Er ist in der Burg der Geliebten bekannt, es wird keinem auffallen, wenn er dort einkehrt und die gewohnten Wege in die Kammer des Mädchens geht. Sein Pferd zu schnellerem Gang antreibend, ritt er dem Rechberg entgegen. Dort angekommen, verfaßte er sofort ein Brieflein und teilte der Herrin seines Herzens seine Not mit und bat sie, in Treue auszuharren, er sei überzeugt, es würde sich alles zum besten wenden. Das Papier faltete er dann ganz schmal zusammen und befestigte es auf der Innenseite des Halsbandes. Es war, als hätte das Tier bemerkt, was für eine Aufgabe ihm übertragen werden solle. Es zeigte große Erregung, und als der Ritter den Namen der Jungfrau nannte, da heulte der Hund auf und drängte fort. Der Rechberger brachte ihn den Burgberg hinunter und ließ ihm freien Lauf. Der Versuch glückte. Das treue Tier kam mit holdester Botschaft zurück. Wenn

auch manche Worte durch Tränen verwischt waren, der Empfänger wußte doch den rechten Sinn zu deuten.

An den Besuchen des Hundes nahm der Ritter von Benningen keinen Anstoß. Er liebte das Tier und war der Meinung, es sei seinem Herrn wohl entlaufen, weil er nicht mehr den gewohnten Weg auf die Benningensche Burg einschlägt.

Lange Zeit ging der Hund als Liebesbote hin und her, bis eines Tages ein Brieflein nicht sorgfältig genug unter dem Halsbande versteckt war. Diese Entdeckung aber hatte die seltsame Tatsache zur Folge, daß der von Benningen in seinem Verhalten zu dem abgewiesenen Freier ganz umgestimmt wurde. Die Treue des Ritters rührte ihn, und er versagte ihm die Tochter nicht mehr.

Anna war nun Herrin auf dem Rechberg. Der Hund als Vermittler ihres Glückes wurde treu behütet. Seinen Dienst als Boten führte er weiter aus. Wenn der Ritter unterwegs war, nahm er den Hund immer mit und sandte ihn dann mit Botschaften nach Hause. Sicher fand er seinen Pfad, ob vom Herrn zur Burg oder umgekehrt. Mehrere Jahre waren in ungetrübtem Glücke vergangen, ein Sohn war ihnen beschert worden, der bereits anfing, auf Händen und Füßen sich die nächste Umwelt, vorläufig aus den Gemächern der Burg oder dem Gärtlein bestehend, zu erobern.

Zu dieser Zeit mußte Ulrich von Rechberg zu einer Heerfahrt weiter fort. Mehrere Wochen war er bereits unterwegs, ohne daß die Gattin eine Botschaft erreicht hatte. Oft sah sie nach dem Boten aus, aber sie wurde immer wieder enttäuscht. Eines Tages nun befiel Anna eine unbeschreibliche Angst. Sie hatte keine Ruhe mehr, sie übergab den Knaben der Wärterin und eilte in die kleine Kapelle der Burg. In wortlosem Gebete kniete sie am Altar nieder; die Angst um den Gatten wühlte in

ihr, sie rang und rang, aber keine Erlösung kam. In diese Bedrängnis der armen Frau klang ein hartes Klopfen an die Kapellentür. Anna war unwillig über die Störung, schwer erhob sie sich, und sich langsam zur Türe schleppend rief sie aus: „Ich wollte, der Störer müßte ewig klopfen!“ —

Sie öffnete. — — Da, was war das? Winselnd sprang ihr der treue Hund entgegen. Sie suchte an der vertrauten Stelle, kein Brieflein war zu finden. Nun wußte sie, was ihre Angst zu bedeuten hatte, der Geliebte war im Kampfe gefallen. Wie bereute sie ihre Worte! Hätte sie diese ungesprochen machen können! Aber sie waren gesagt, und keine Macht konnte sie zurücknehmen.

Anna von Rechberg kam nicht über ihr vermeintliches Unrecht hinweg. Es nagte an ihr und gönnte ihr keine Ruhe mehr. Selbst ihr Knabe vermochte nicht, ihren Lebensmut aufrecht zu erhalten. Es war, als seien die Wurzeln ihres Lebens abgeschnitten, sie siechte dahin. Nachdem bald ein Jahr seit dem Ereignis vergangen war, fühlte sich Anna so schwach, daß sie nicht mehr aufstehen konnte. Am Todestage des Gatten lag sie in ihrer Kammer, und es war ihr, als müsse sie eines Rufes harren. Sie wartete, sie horchte, es kam etwas, blieb an der Türe stehen, das Unheimliche hob eine Hand und klopfte mehrere Male hart an, genau so wie vor einem Jahre an die Kapellentür. Lächelnd lag die Herrin vom Rechberg, nachdem dieser Druck von ihr genommen war, und harrte der Erlösung. Sie wußte, dies war der Ruf, und wenige Stunden später folgte sie ihm.

Seit dieser Zeit wird der Tod eines Rechbergers durch Klopfen angezeigt.

Die Befreiung Villingens.

Villingen hatte einmal während des Dreißigjährigen Krieges unter einer Belagerung der Schweden schwer zu leiden. Sie war ganz besonders schrecklich dadurch, daß der Feind mit Hilfe der Brigachschleusen die Stadt unter Wasser setzte. Bis zu den Giebeln der Häuser reichte es bereits, niemand wußte, wo aus und wo ein, und die Bürgerschaft wollte schon in Unterhandlungen mit den Schweden treten. Da wurde die Botschaft gebracht, ein Raubmörder, der auf der Burg Salfest gefangen saß, wolle den Bürgermeister sprechen, er könne die Stadt retten. Der Mörder war zum Tode verurteilt, die Hinrichtung konnte jedoch wegen der großen Not, in der die Stadt sich befand, nicht ausgeführt werden.

Da das Wasser immer höher und höher stieg, so kam der Stadtrat überein, den Gefangenen vorführen zu lassen, um zu hören, wie er die Befreiung der Stadt bewerkstelligen wolle. Er gab an, Villingen zu retten, wenn man ihm die Freiheit schenke. Die Vertretung der Stadt sicherte ihm das zu, daraufhin erbat er sich ordentliche Kleider, ferner ein Faß mit Branntwein und ein Faß mit Quecksilber gefüllt. In einem Nachen, in dem die Fässer verstaut waren, fuhr er den Fluß hinab den Schleusen entgegen, wo auch die Schweden ihre Vorposten ausgestellt hatten. Die Soldaten erhielten den Branntwein, sie tranken wacker darauflos, bis sie alle betrunken dalagen und schnarchten. Dann ruderte der

zum Tode Verurteilte an die Schleusen, öffnete das zweite Faß und ließ das Quecksilber ausfließen. Dieses durchbrach die aus Grund und Holz gemachten Schleusen, alles Wasser strömte weiter, die Stadt war gerettet. Durch die Massen der aufgesammelten Wasser wurden die Schweden in ihrem Lager bedrängt, so daß auch sie gezwungen waren, die Belagerung aufzugeben. Die Stadt hielt ihr Versprechen, sie gab dem Raubmörder die Freiheit, sie schenkte ihm sogar noch Geld für seine Hilfe aus der Not.

Der Schwedenkönig in Ulm.

Noch vor hundert Jahren waren die Ulmer Bürger felsenfest davon überzeugt, Gustav Adolf von Schweden habe fünf Tage lang in ihren Mauern geweilt.

Es war nach einer Schlacht, die für die Schweden unglücklich verlaufen war. Die Stadt war voller österreichischer Soldaten, überall herrschte Siegesjubel, insbesondere war im Gasthause zur „Hohen Schule" reges Leben zu merken. Gesang und Gelächter erscholl, fröhlich kreisten die Becher. Dazwischen tönte auch manchmal wüstes Schimpfen, wenn beim Spiel die Würfel schlecht fielen. Der Wirt lief hin und her, er trieb die Mägde zur Eile an, daß ja die Krüge immer gefüllt bereit stünden.

Da öffnete sich die Türe zur Gaststube, und ein Bauersmann trat herein, den Hut schief ins Gesicht gedrückt und ängstlich um sich blickend. Er suchte eine einsame, halbdunkle Ecke auf, in die er sich denn auch verkroch, verschränkte die Arme auf dem Tische, legte das Kinn darauf und horchte so, die Augen halb geschlossen, in das wüste Treiben der österreichischen Soldaten. Eine Magd stellte ihm, ohne ihn weiter zu fragen, einen Krug mit Wein und einen Becher hin, blickte ihn von der Seite an und besorgte dann weiter ihre Geschäfte.

Sie ließ jedoch kein Auge von dem merkwürdigen Gesellen, der sich um nichts zu kümmern schien und auch den Trunk nicht anrührte, der so verlockend vor ihm

stand. Endlich hatte die Kellnerin einmal Ruhe. Da trat sie in die einsame Ecke des Fremden und fragte ihn, warum er allein so traurig sei. Alles sei voller Jubel und Freude über den Sieg, da müsse er doch auch mit einstimmen. Der Bauer ließ sich jedoch nicht stören, er blieb sitzen wie bisher und gab der Magd nur durch ein Zeichen zu verstehen, daß er jetzt nicht gewillt sei zu sprechen.

Als eine Ölfunzel den Raum spärlich erhellte und die Soldaten sich ausgetobt hatten, winkte der Fremde die Kellnerin zu sich und sagte ihr, sie möchte ihn an einen Ort führen, wo er einige Worte mit ihr sprechen könnte. Die Magd ging, der Fremde folgte, und sie führte ihn in ihre Kammer. Dort teilte er ihr mit, er sei ein verirrter Schwede, und er bitte sie, ihm zu helfen, daß er ins Lager der Seinen komme.

Daraufhin fragte ihn die Magd, ob das auch wirklich wahr sei. Der Schwede gab ihr die Versicherung, und nun machte sie ihm die merkwürdige Eröffnung, daß sie mit einem Schweden verlobt sei. Sie nannte auch den Namen und versprach dem Verirrten, daß sie alles tun werde, um ihn sicher aus der Stadt zu bringen.

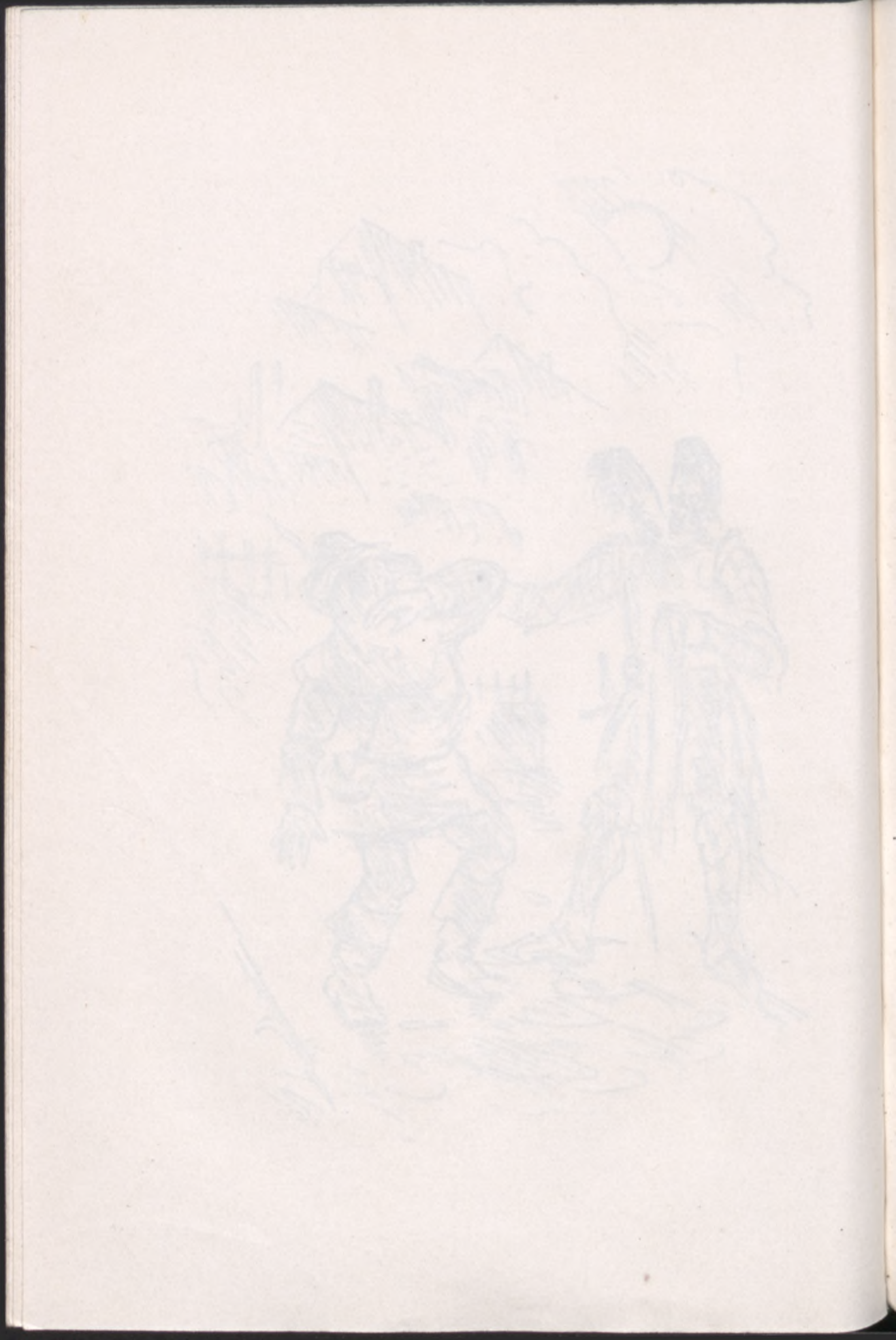
Das Gasthaus zur „Hohen Schule" war damals auch die Herberge der Tischler oder, wie es dort heißt, der Schreiner. Zum Glücke waren einige Wanderburschen anwesend. An diese wandte sich die Magd, nachdem sie dem Schweden eingeschärft hatte, sich ja ruhig in ihrer Kammer zu verhalten. Die Wanderburschen gingen sofort darauf ein, den Soldaten in das Schwedenlager zu geleiten; sie erhofften wohl, dadurch auch für sich zu gewinnen. Es wurde ein Wanderburschenanzug und ein Ranzen besorgt, der Schwede zog sich um und bekam die Papiere eines Gesellen, der inzwischen in der Stadt verblieb. Am nächsten Morgen früh zogen die Burschen

weiter, kamen glücklich aus der Stadt hinaus und an allen Vorposten vorbei. Sie erreichten das Schwedenlager und waren nicht wenig erstaunt, als dieses anfing zu jubeln und zu schreien. Um eines zurückkehrenden Soldaten wegen solch Geschrei? fragten sie sich; als sie jedoch erfuhren, daß der, den sie hergeführt hatten, Gustav Adolf, der Schwedenkönig, war, da standen sie und sperrten vor Erstaunen Mund und Augen auf. Gustav Adolf entließ sie reich beschenkt, rief den Bräutigam der Ulmerin herbei und teilte ihm mit, daß er sie heiraten könne.

Zur Erinnerung an diese Begebenheit schnitzte einer der Tischler den Schwedenkönig in Holz. Die Figur wurde in der Zunftstube aufgehängt und sollte da zum ewigen Gedächtnis bleiben.

Von wüsten Gesellen





Das Erlebnis des Nachtwächters.

Wie eine Sage erzählt, hat man im Jahre 1550 das Wutisheer in Meßkirch in Baden gehört; es fuhr über die Ablach auf Mönchsgereuth zu, hat sich da eine Weile umhergetrieben, ist danach im Hardt gehört worden und kam dann in gleicher Nacht noch nach Veringen. In großer Furcht saßen die Bürger und Bürgerinnen in ihren Häusern, der Nachtwächter, sein Name Hannes Dröscher wird sogar überliefert, wollte eben anfangen, die Mitternachtsstunde auszurufen; ihm blieb aber vor Angst und Entsetzen jede Silbe im Halse stecken, und er wußte nicht, was er tun sollte. An den Häusern entlang tastete er sich weiter, indes das Geheul, Geklingel, Gekrächze, Gejauchze an ihm vorüberzog, daß er kurze Zeit wie betäubt an eine Mauer gedrückt stehenbleiben mußte. Der Lärm verzog sich, jedoch aus dem abebbenden Geheul klang wehklagend eine Stimme, die rief: „Mano! Mano!" Der Wächter fürchtete sich, er antwortete nicht und ging auch der Stimme nicht nach; denn er merkte gleich, daß dieses Rufen von keinem rechten Christenmenschen herrühren konnte. Das Rufen und Schreien, das vom Markte herkam, wurde immer lauter und eindringlicher. Der Wächter mußte sich nun doch entschließen, ihm nachzugehen. Langsam und zögernd ging er vorwärts, seine Laterne war ausgegangen, und im matten Lichte eines dunstüberzogenen Mondes sah er auf einmal einen furchtsam sich gebärdenden Kriegsmann, dem war

das Haupt gespalten, so daß der eine Teil auf der Achsel lag. Der also schrecklich Verwundete bat den Wächter flehend, er möchte ihm den Kopf wieder zusammenbinden, damit er dem Haufen schnell wieder nacheilen könne. Bei diesen Worten holte er eine Leinenbinde aus seinem Wams und hielt sie dem Wächter entgegen.

Der erschrak, ging unwillkürlich einige Schritte zurück und entschuldigte sich, er könne nicht verbinden, er wolle ihm aber einen Feldscher oder einen Barbier holen. Hannes Dröscher glaubte so, leicht von dem unheimlichen Gesellen loszukommen. Aber er täuschte sich. Der Verwundete kam auf ihn zu und packte ihn am Arm. Die unheimliche Nähe ließ den Wächter zurückprallen, aber mit eindringlicher Stimme klang es ihm wieder entgegen: „Hier, nimm die Binde, binde mir damit den Kopf zusammen, ich muß meinen Gesellen nach!" So mußte denn der Wächter, ob er wollte oder nicht, das schreckliche Amt ausführen. Der Kriegsmann nahm ihm die unangenehmste Arbeit ab, er klappte die auf der Achsel liegende Kopfhälfte hoch, paßte sie gut an die andere, daß der Wächter nur zu verbinden brauchte. Dann bedankte sich der Fremde und erklärte dem Wächter, daß er aus Veringen stamme, der Kopf sei ihm auf diesem Kriegszuge des Wutisheeres gespalten worden, weil er nicht wollte, daß der Haufen über seine Geburtsstadt hinwegsause und da Schaden anrichte. Er befahl dann dem Wächter noch, sich ja nicht nach ihm umzusehen, es könne ihm sonst schlecht ergehen. Damit schied er.

Die Sage weiß nicht, ob der Wächter sich doch noch einmal nach dem Fremdling umgesehen habe. Denn er ist matt nach Hause gekommen, wo er sich hinlegte und sechzehn Wochen lang krank im Bette lag.

Burg Schramberg.

Ein Raubritter namens Rochus von Stahlfelden bewohnte einstmals eine Burg, die der Schramberg hieß. Die Stätte zwar führt heute noch diesen Namen, aber vom Bauwerk selbst steht kein Stein mehr auf dem andern. Dieser Ritter war ein Räuber und Mörder. Seine Seele war ein Höllenabgrund, in dem nichts Lichtes Platz hatte. Liebe, Güte, Freundlichkeit waren ihm fremde Begriffe, er hatte auch kein freundliches Geschöpf außer den Tieren um sich. Seine Knechte waren dieselben Mordgesellen wie er, und was an Weibervolk in seiner Burg notwendig war, war auf der Straße aufgelesenes Pack. Er spielte und trank mit seinen Leuten, und Fluchen und Schimpfen ertönte den ganzen Tag. Wehe der Gegend, wenn die Zugbrücke niederdonnerte und der Schramberg seine Meute in die lichte Schönheit des Tages hinausspie! Auf den Landstraßen war nichts sicher. Alles war gut für diese Räuber, ob es ein einfacher Bauer war oder ein Kaufmann mit vollbepacktem Wagen. Letzterer wurde natürlich mit größerem Behagen erschlagen als ein Armer, da ja die Beute reicher war. Wer daher das Glück hatte, die Raubhorde zu bemerken, ehe sie ihn entdeckt hatte, der flüchtete eilends zurück oder verkroch sich tief im Walde.

Eines Sonntags wartete der Ritter mit seinen Knechten in einer Felsenhöhle an einer Straße, die zu einem Kloster führte. In diesem wurde ein großes Kirchenfest gefeiert. Von weit und breit mußten daher die Pilger

und Pilgerinnen kommen. Die Lauernden erhofften glänzende Beute, aber sie warteten und warteten, es kam kein Mensch, kein Pilger die Straße daher, die doch viele benutzen mußten. Sie warteten und warteten, sie hörten fluchend den Beginn des feierlichen Gottesdienstes, die Orgel brauste machtvoll, und machtvoll tönte Chorgesang. Der Ritter wußte nicht, was er vor Zorn tun sollte. Wäre ihm jetzt ein Mensch in den Weg gekommen! Aber so weit er auch sehen konnte, die Straße war leer. Etwas anderes entdeckte er jedoch mit einem Male, das verjagte seinen Zorn und erfüllte ihn mit Entzücken ohnegleichen: Ein schneeweißes, herrlich aufgezäumtes Pferd tänzelte allein auf der Wiese jenseits der Straße herum. Es schien sich seiner Glieder zu freuen, es sprang manchmal im Tänzeln auf, wieherte lustig und verwandelte das Entzücken des Ritters in Habgier. Er sandte Knechte hinaus, die das herrliche Tier einfangen sollten. Einer ergriff es am Zügel, im nächsten Augenblick lag er bereits mit zertrümmertem Schädel im Rasen; ebenso erging es einem zweiten und dritten. Da hatte keiner mehr den Mut, sich an das Tier zu wagen, der Ritter mußte also selbst hinaus. Merkwürdig, das Roß schien auf ihn gewartet zu haben. Es stand ruhig, ließ sich am Zügel fassen und willig führen. Dann bestieg der Ritter das weiße Pferd; im selben Augenblick sprengte es leichtfüßig, wie schwebend, dahin und trug seinen Reiter hinauf auf seine finstere Burg. Im Burghofe angekommen, eilte das Gesinde herbei, der Ritter wollte absteigen, das Tier aber verlor seine Sanftheit und Zierlichkeit, es bäumte sich nach vorn, hob sich auf die Hinterfüße, sprang plötzlich zur Seite, daß der Reiter nicht mehr wußte, wie er sich halten sollte. Er bearbeitete die Weichen des Pferdes mit den Sporen, je mehr er dies tat, um so mehr bockte es, so daß er mit seinen Händen und Füßen bald ganz machtlos war.

Er preßte sich an, schrie nach seinen Knechten, fluchte greulich, als keiner kam, sie waren alle geflüchtet und sahen dem Schauspiele von den Fenstern oder dem Wehrgange aus zu. Das Pferd verwandelte sich von Augenblick zu Augenblick, es wuchs und wuchs, seine Augen zuckten Blitze, Feuer spie sein Rachen, und was es fallen ließ, war Schwefel. Aus dem Pferd ward ein teuflisches Gespenst, das heiser lachend auf das Pflaster des Hofes stampfte; mit donnerähnlichem Getöse öffnete er sich, und mit gellendem Geschrei versank es, den Ritter mit sich reißend, in die Tiefe. Feuergarben schlugen empor, wie in einen Flammenwall gehüllt war bald das Nest, das keiner entfliehen konnte. Das Feuer fraß sich weiter, erfaßte das Haus, und was drinnen war, mußte elend umkommen. Zuletzt stürzten alle Gebäude krachend in sich zusammen, das Raubritternest mit seinen Insassen war vernichtet.

Junker Hans.

Wer der Junker Hans war, aus welcher Familie er stammte, das weiß man nicht. Er muß ein sehr schlechter Oberamtmann gewesen sein, der es mit seinen Pflichten nicht genau nahm und das Volk bedrückte, wo er nur konnte.

Er war ein leidenschaftlicher Jäger, und alle Amtsgeschäfte waren ihm nichts, wenn es galt, einen stattlichen Hirsch aufzuspüren. Er hatte ein Gefolge, das ihm gleichgesinnt war und mit ihm die Wälder durchsauste wie das Wutisheer. Berühmt war er auch wegen seiner Kraft. So gelang es ihm einmal, einen alten Edelhirsch am Geweih zu packen und so festzuhalten, daß sich das Tier nicht bewegen konnte. Der Junker Hans hielt es so lange fest, bis es anfing zu zittern.

Der Kampf mit dem Hirsch hatte ihm riesigen Spaß bereitet, und er sorgte dann auch dafür, daß er unter die Leute kam. Aber am liebsten jagte er doch die Wölfe, diese heimtückischen Gesellen; das waren Feinde! Die Jagd auf sie war gefährlich, und wenn es galt, sie zu erjagen und in die Enge zu treiben, da nahm er auf die Bewohner seiner Gegend keine Rücksicht. Es geschah oft, daß er an Sonn- und Feiertagen mitten im heiligsten Gottesdienst in der Kirche zu Ebnat erschien und die Männer herausholte, damit sie ihm als Treiber dienten. Auch auf die Felder achtete er nicht, wenn ihn die Leidenschaft gepackt hatte; er trampelte das goldene Korn mit seinem Gefolge

nieder, und auch die zögernden Bauern zwang er, ihre eigenen Felder zu zertreten, wenn es die Jagd erheischte. Wehe, wenn es einer wagte, ihm zu widersprechen! Sein Burgverließ war bekannt, in dem ständig eine Anzahl Wildschützen gefangen saßen. Der Wildheit des Herrn glaubten natürlich auch andere folgen zu dürfen, sie mußten jedoch erleben, daß der Junker Hans seine Rechte mit allen Mitteln wahrte. Je länger dieser wilde Jäger wütete, um so mehr Anschlägen auf sein Leben war er ausgesetzt. Vor vielen Jahren stand an dem Fußweg, der von Ebnat durch den Hellhau nach Unterkochen führt, eine steinerne Bildsäule mit der Jahreszahl 1611. Von dieser Bildsäule wird erzählt, Junker Hans habe sie zur Erinnerung an einen siegreich abgeschlagenen Überfall errichten lassen. Er hatte eines Tages die Bauern wie das Wild im Walde umhergejagt, daß unter ihnen eine Empörung ausgebrochen war. Der Junker hatte in Ebnat den Schluß der Jagd mit seinen Kumpanen gefeiert, und spät in der Nacht erst kehrte er allein nach Hause zurück. An der Neresheim-Ellwangschen Grenze wurde er von drei Burschen überfallen. Er hatte nur sein Schwert bei sich, gebrauchte es aber so kräftig, daß die Burschen mit blutenden Köpfen das Weite suchten. Dieser Sieg machte ihn mächtig stolz. Überall erzählte er von seinen Streichen, die er an die drei ausgeteilt habe. Er ließ die Säule setzen, und seine Wildheit nahm noch zu; die Leute wußten sich nicht mehr vor ihm zu retten, und einmal gelang es doch mutigen Bauern, seinem Treiben ein Ende zu bereiten. Ein so wilder Geselle konnte im Tode selbstverständlich keine Ruhe finden. Sein Geist trieb sich umher, und wo er auftauchte, da war er von einem furchtbaren Sturme begleitet, als ob er sich das Wutisheer unterjocht hätte. Er ritt von der Kocherburg aus über den Bergrücken hin gen Hohenberg

oder auch den Wellenteich hinauf gen Geiselwang am Absatz, von da übers Feld bis zu den Ebnater Krautgärten, weiter durch den Hellhau hinab ins Glastal und am hohlen Felsen hinauf in seine Burg. In einem verborgenen Kellergewölbe haust er da und wartet, daß er erlöst werde. Im Herbst und im Frühling treibt er's besonders arg. Wenn das Laub gelblich wird und die erste Rauheit in der Luft liegt, wenn er zum ersten Male wieder nach den langweiligen stillen Sommerabenden den Ruf des Wutisheeres vernimmt, dann bricht er wie ein Tollgewordener hervor und jagt auf seinem ihm zugewiesenen Gebiete herum, daß sich selbst die Tiere ängstlich verkriechen. Wer sein Brausen herannahen fühlt, muß sich wie beim Wutisheere auf den Boden legen und die Arme auf der Brust kreuzen. Dann hat er keine Macht mehr über den Menschen. Wer aber von ihm überrascht wird, den nimmt er mit. Es ist auch gefährlich, ihn mutwillig anzurufen, das hat schon mancher bereut. Auch als Kinderschreck benutzt man ihn. Heute noch droht man, wenn Kinder unartig sind, den Junker kommen zu lassen. Eine Mutter hat es einmal arg bereut, ihn gerufen zu haben. Sie befand sich mit ihren zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, im Walde beim Erdbeerensuchen. Der Knabe aber hatte gar keine Lust, er lag lieber im Grase und sonnte sich und wartete, daß die Erdbeeren Füßchen bekämen und in seinen Mund hineinspazierten. „Lies fleißig Beeren!" rief die Mutter dem Jungen zu; „oder soll ich den Junker rufen?" — Der Junge lachte ungläubig und sagte seiner Mutter, sie solle nur rufen. Sofort richtete sie sich auf, legte ihre Hände hohl an den Mund und rief so laut sie konnte: „Junker komm! — — Junker komm!" — Es hallte im Walde und siehe da, auf einmal erhob sich ein furchtbarer Sturm, ein Heulen und Brausen begann, die Äste

wurden geschüttelt, und die schlanken Stämme beugten sich fast bis zum Boden nieder. Da erschrak der Junge doch. „Legt euch schnell nieder! Kreuzt die Arme auf der Brust!“ rief die Frau den Kindern zu. Sie folgten ihr sofort, und der Junker zog über sie hinweg, ohne ihnen Schaden anzutun. Der Knabe war nachher vom Schrekken bleich und krank. Er mußte einige Tage im Bett bleiben, und die Mutter gelobte sich, nie mehr den Junker rufen zu wollen.

Die Raubritter auf dem Schlosse Boll.

Wie lange es her ist, daß das Raubritternest Boll eine Ruine ist, das weiß niemand zu sagen. Aber der Schrekken, der von dem Schloßherrn und seinen Spießgesellen ausging, lebt noch heute in den Menschen der ganzen Gegend weiter.

Wenn ein reicher Mann in ihre Netze ging, der kam gegen ein hohes Lösegeld wieder frei. Die Armen jedoch wurden von einem hohen Felsen hinabgestürzt, so daß sie zerschellt auf einem Wege aufprallten, der unten vorbeiführte.

Eines Tages geschah es, da hatten die Rohlinge wieder einmal einen ganz armen Bauern erwischt. Sie schafften ihn auf ihr Nest, und trotz alles Bittens, trotz alles Flehens, er habe eine Frau und sieben Kinder, die ernährt werden müssen, schleppten sie ihn an den Abgrund und stürzten den Armen hinunter. Die Frau hatte von der Gefangennahme ihres Mannes erfahren, in ihrer Angst eilte sie zur Unglücksstelle, um vielleicht in ihrer Einfalt zu versuchen, den Unglücklichen aufzufangen, wenn die Unholde das Schreckliche wahrmachen wollten. Sie mußte das entsetzliche Schauspiel mit ansehen, sie kam gerade zur selben Zeit an der bekannten Stelle an, als das Verbrechen vollführt wurde. Sie wurde vom Blute ihres Mannes bespritzt und brach wehklagend vor dem zermalmten Leibe zusammen.

Als sie sich wieder kräftiger fühlte, reckte sie drohend

die Faust empor und schwur den Gesellen, daß nun ihre Zeit gekommen sei. Trotzig stand sie auf, ergriff einen abgerissenen Arm des toten Mannes und zog im ganzen Kreise umher, die Menschen zur Rache anfeuernd. Der Haß, der schon längst in allen Gemütern erwacht war, brach empor und ward zur Tat, die Bauern schlossen sich zusammen und belagerten die Burg. Enger und enger schlossen sie den Ring, und nach sieben Tagen ergab sich der Besitzer mit seinem Anhang. Der Schloßherr bot Lösegeld, immer höher wurde die Summe, schließlich wollte er soviel geben, wie zwei Rosse fortziehen können, wenn sie ihm und seinen Genossen freien Abzug gewähren. Der Haß unter den Bauern war zu groß, und dann durften sie ja auch hoffen, alles zu bekommen. Die Bauern drangen in die Burg ein, metzelten alle Bewohner nieder und zerstörten alles. Von den Reichtümern aber fanden sie nichts. Die Burg brannte nieder, und soviel auch gegraben wurde, keiner fand etwas. Nach einiger Zeit wagte sich niemand mehr hinauf, es hieß, der Geist einer ermordeten Jungfrau irre in der Burg umher, der jeden erschrecke, der es wagen wollte, in den verfallenen Räumen zu suchen. Weiter wurde erzählt, die Schätze könne nur der erlangen, dem es gelinge, die Jungfrau zu erlösen. Dies sei nur am Allerseelentage zur Mittagszeit möglich. Es ist aber noch keinem gelungen, oder bis zum heutigen Tage hat noch keiner den Mut gehabt, es zu versuchen.

Die treue Mutter.

In der Nähe des Bodensees stand einst auf hohem Felsen eine trutzige alte Burg, Baden genannt. Diese Burg gehörte einem damals schon uralten Geschlechte, das nun längst verloschen ist. Einer der letzten Ritter dieses Geschlechtes, Lutz genannt, war ein wüster Geselle. Recht und Gerechtigkeit waren ihm fremde Begriffe, er führte nur aus, was ihm als gut und recht erschien, das heißt, was ihm Vorteil brachte. Da setzte seinem Toben eine schwere Verwundung ein Ziel. Seine Kraft war gebrochen, müde lag er in seiner Burg, und er bekam Sehnsucht nach einer Frau. Die Wahl wurde ihm nicht schwer, er heiratete ein schönes, tugendhaftes Fräulein mit Namen Kunigunde. Ihr feines, stilles Wesen empfand er in seinem damaligen Zustande als angenehm, er war glücklich in ihrem Besitze; aber sein Blut, das er beruhigt glaubte, bekam wieder etwas vom alten Takt. Die Behaglichkeit in der Burg und das stille Walten der Gattin wollten ihm von Tag zu Tag weniger gefallen, er empfand seine ganze Umgebung bedrückend wie einen stillen, heißen Sommertag. Da gefiel ihm die Freundin seiner Frau viel besser. Sie war lebendig, frisch und aufgelegt zu tollen Streichen. Die Freundin Anna war heimatlos geworden, ihr Vater war vom Kaiser geächtet, und alle Güter hatte man ihm genommen. Frau Kunigunde hatte die Verlassene bei sich aufgenommen, sie war bemüht, durch ihre Liebe und Güte das Unglück der Armen zu mildern.

Aber Anna hatte gar bald vergessen, was sie der Freundin zu danken hatte. Sie ging auf den immer kecker werdenden Ton des Ritters ein und wußte ihn bald so zu umgarnen, daß er um sie warb. Sie war jedoch so klug, seine erste Werbung abzuweisen. Nachdem Lutz immer mehr in sie drang, ihm anzugehören, erklärte sie sich bereit, aber nur dann, wenn er seine Frau verjage. Der Ungetreue war sofort damit einverstanden, ja er schwur, Kunigunde töten zu lassen. Er ließ aber das Ungeheuerliche nicht sogleich ausführen; denn seine Gattin hatte ihm einen Knaben geschenkt, der vorerst die Brust der Mutter als einzigen Lebensquell brauchte.

Die Wochen vergingen, und der Tag kam, da der Knabe entwöhnt war. Traurig und doch inneren Glückes voll teilte die Mutter der Freundin dies mit. Kunigunde war dieselbe wie immer; sie wußte nichts von dem Urteil, das ihr Gatte über sie ausgesprochen und dessen Vollzug sie selbst angekündigt hatte. Anna erinnerte den Ritter auch sofort an sein gegebenes Versprechen. Es waren nur wenige Tage vergangen, da durchlief die Nachricht die Burg, die Herrin sei plötzlich gestorben.

Zwei Monate später vermählte sich Lutz mit Anna. Den Knaben überließ man einer Wärterin, die immer nachlässiger wurde, als sie bemerkte, daß sich niemand um ihn kümmerte. Sie pflegte das Kind nicht mehr, und schließlich bekam es auch die Mahlzeiten so unregelmäßig, daß es manche Nacht vor Hunger weinte.

Einmal geschah es, es war noch vor Mitternacht, da erwachte die Wärterin durch ein Geräusch, das aus dem Schlafgemache des Knaben drang. Sie stand auf, ging zur Türe, und als sie die Schwelle überschritten hatte, entdeckte sie im fahlen Lichte des Mondes eine weiße Gestalt an der Wiege des Knaben. Zärtlich über sein Antlitz gebeugt stand sie da und schaukelte langsam das

kleine Lager. Die Magd erkannte in dem lichtvollen Wesen die verstorbene Gräfin Kunigunde. Kurz nach Mitternacht entschwebte die Erscheinung. Die Pflegerin behandelte den ihr anvertrauten Knaben am nächsten Tage sorgfältiger, sie gab ihm auch seine Nahrung; denn sie fürchtete, die tote Gräfin könnte sie wegen ihrer Nachlässigkeit zur Rechenschaft ziehen.

Die Magd begab sich am nächsten Abend nicht zur Ruhe. Sie erhielt sich munter und blieb an den Türrahmen gelehnt stehen. Das Kind war trotz der Nahrung und der besseren Pflege unruhig. Es wimmerte leise, bis die Gestalt der Mutter erschien. Sie nahm ihr Kind aus der Wiege und hatte dabei einen so rührenden Blick, daß die Magd sich gelobte, von nun an den Knaben sorgfältig zu betreuen. Zärtlich an sich geschmiegt, trug die Erscheinung das nun ruhig schlafende Kind im Raume hin und her, legte es dann wieder in die Wiege und rückte Kissen und Decken zurecht. Die Mutter beugte sich darauf wie in der vorigen Nacht über das Bettchen und schaukelte es sanft hin und her. Feierlich tönten in dieses wundersame Schweigen die Glockenschläge, die die Mitternachtsstunde verkündeten, und bald darauf richtete sich die Erscheinung vom Lager des Kindes auf und entschwebte lautlos.

Die Magd teilte ihr nächtliches Erlebnis dem Ehepaare mit. Lutz wollte es nicht glauben, Anna dagegen faßte sofort Mißtrauen. Sie sagte ihrem Gatten, er habe sie betrogen, er habe Kunigunde nicht ermorden lassen. Er habe sie in sicheres Gewahrsam gebracht, und es sei ihr nun gelungen, mit Hilfe des Gesindes Zutritt zum Kinde zu erhalten.

Anna begab sich in der nächsten Nacht in das Zimmer der Magd, und als die Mutter kam, trat sie in die Türe. Sie stürzte in dem Augenblick auf die Gestalt zu, als sie

sich niederbeugte, um das Kind aus der Wiege zu nehmen. Die Erscheinung erhob sich wieder, fest richteten sich ihre Augen auf das Antlitz der ehemaligen Freundin, ein seltsames Licht glomm auf, es drang in die Augen Annas und erweckte in ihrem Kopfe ein Stechen wie von unzähligen Nadeln. Ihre Hände auf die Stirne pressend und laut aufschreiend, wandte sie sich ab und tastete sich hinaus. Die Mutter aber betreute ihr Kind wie immer und entschwebte zur gewohnten Zeit.

Anna lag in ihrem Schlafgemach und schrie auf vor Schmerzen, die die Augen der Ermordeten in ihr erweckt hatten. Sie verlor das Empfinden für die Wirklichkeit, für sie bestand die Welt nur noch aus feurigen Augen, die ihre Strahlen wie Speere auf sie schossen und sie immerfort verwundeten. Lutz war von dem Gehörten und dem Wahne seiner Frau so erschüttert, daß er die Burg verließ und in der Wildnis verschwand. Man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

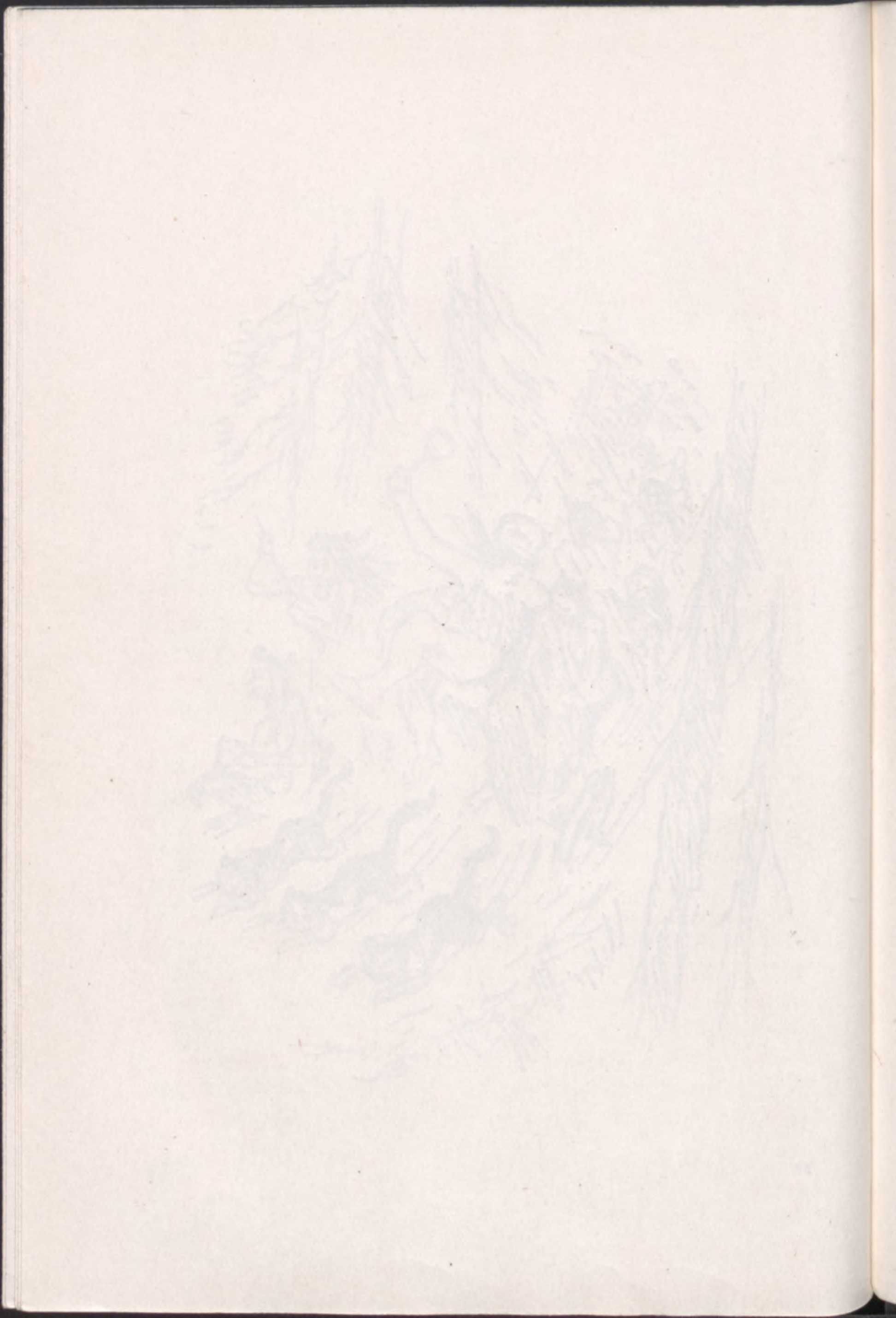
Die Luftfahrt.

In einer kleinen Stadt lebte ein Bürger mit Namen Peter Schneider, der sich rühmte, im Berge der Frau Venus gewesen zu sein. Einmal, erzählte er, habe er eine Fahrt mit einem anderen Bürger seiner Vaterstadt gemacht, der dazu einen seiner Gesellen mitgenommen habe. Jeder sei auf einem Kalbe geritten, und die Fahrt ging so schnell vor sich, daß einem dabei Hören und Sehen hätte vergehen können.

Bei angehender Nacht kamen sie über Rotenburg am Neckar. Wie sie so über die Häuser der Stadt flogen, sahen sie auch ein bekanntes Wirtshaus liegen, auf dessen vorderem Giebel die Störche ein großes Nest gebaut hatten. Das Kalb, auf dem der Geselle ritt, schien vor dem Nest gescheut zu haben, es tat einen Riesensprung und, trotzdem das Sprechen streng verboten war, vergaß sich der Geselle und rief laut: „Das war aber ein Sprung von einem Kalb!" — Im gleichen Augenblick lag der Geselle im Storchennest und konnte sich nicht rühren und kein Wort sprechen. Drei Tage mußte er so in dem Neste liegen bleiben, bis die anderen beiden wieder heimwärts kamen. Sie holten in der Nacht ihren Gesellen wieder heraus und brachten ihn glücklich nach Hause.

Von Zauberei und Hexenspuk





Die Geisterhochzeit bei Schramberg.

In den Wäldern bei Schramberg waren einmal Holzfäller beschäftigt. Sie hatten länger gearbeitet als sonst und waren so müde, daß sie keine Lust hatten, ins nächste Dorf, das eine Stunde entfernt war, zu gehen. Die Nacht war mild und schön, so lagerten sie an einem steilen Hang, und zum Schutze gegen Insekten und andere Tiere machten sie ein lustiges Feuer. Auch wollten sie noch etwas kochen, und ein anderer Beweggrund, das Feuer anzufachen, war der, von bösen Geistern verschont zu bleiben. Denn die Stille der Nacht im dunklen Walde ist besonders unheimlich. Da treibt der böse Feind sein Wesen, allerhand unerlöste Seelen irren umher, und wehe, wenn sie lebende Menschen antreffen! Deshalb also wurde das Feuer hauptsächlich unterhalten, und während sie nach ihrer einfachen Mahlzeit herumsaßen und ängstlich hinaushorchten, bemerkte einer der Männer, er habe gehört, man müsse das Holz kreuzweise aufs Feuer legen, dann könne einem der böse Feind bestimmt nichts anhaben. Sie taten es und lagen nun, teils wachend, teils schlafend, teils vor sich hinträumend in der wundersamen Stille. Nur das Feuer knisterte, und die hin und her huschenden Flammen waren allein schon geeignet, Gespenster zwischen den umliegenden Bäumen vorzutäuschen.

Als es Mitternacht war, wurden sie durch ein fürchterliches Getöse aufs ärgste erschreckt. Es kam die Schiltacher Straße herauf und zum Entsetzen der Männer näher

und näher. Es schrie, lärmte, polterte, lachte und sang durcheinander, als sei ein ganzes Narrenhaus ausgebrochen. Dann schien das Unheil in den Wald eingedrungen zu sein, es hallte überall; da kam der Zug näher, und die Männer erkannten, daß es ein Hexenbrautzug war. Den Wagen zogen sechs schwarze Katzen, die heulten in einem Chore, als wäre es mindestens ein Schock. Auf dem Brautwagen saßen zwei Hexen, die eine war ganz nackt und winkte lachend den Holzfällern zu. Diese glaubten in der losen Person eine bekannte Wirtsköchin zu erkennen. Auf dem Kopfe trug sie einen kupfernen Kessel, ein Bund Kochlöffel hing ihr über der Schulter, die klapperten hin und her, und mit einem Stampfer schlug sie auf den Kessel, daß es grausig schallte. Ein Zug des widerlichsten Gesindels folgte ebenso lärmend nach. Zum Glück waren die Männer so gelähmt vor Schrecken, daß keiner ein Wörtchen reden konnte. Sie wären sonst alle verloren gewesen.

Die St. Georgsscheibe.

Im schwäbischen Dorfe Weiler stand einst ein Kirchlein, das war dem heiligen Georg geweiht. Es wird erzählt, in dieser Kirche habe sich einst eine eichene Scheibe befunden, die mit ganz besonderer Kraft begabt gewesen sei. Sie sei so groß wie ein richtiger Faßboden gewesen, die in den Häusern allgemein im Gebrauch sind. Auf der einen Seite der Scheibe war ein Gemälde, von dem jedoch schon damals nichts mehr zu sehen war. Es wußte auch niemand, was das Bild dargestellt hatte.

Diese Scheibe nun hatte die Eigenschaft, Ertrunkene aufzuzeigen. Wenn zum Beispiel ein Mensch in der Donau ertrunken und untergesunken war, daß man den Leib nicht finden konnte, dann holte man die Scheibe aus der Georgskirche zu Weiler, warf sie ungefähr an der Stelle in die Donau, wo der Mensch ertrunken war und verfolgte sie dann. Sie schwamm den Strom abwärts, bis zu der Stelle, wo der Mensch lag. Da blieb sie und drehte sich immer im Kreise herum. Die Fischer suchten darauf an der bezeichneten Stelle und waren gewiß, den Ertrunkenen zu finden. Das ist in alter Zeit oftmals ausgeprüft worden, und auch zur Zeit, als die Geschichte niedergeschrieben wurde, hat man die merkwürdige Eigenschaft dieser Eichenholzscheibe erprobt. Man sollte meinen, ein solch kostbares Stück müsse wie ein Kleinod behütet werden. Andererseits ist es ja auch richtig, daß sie für alle Fälle bereitliegt, wenn es gilt, vielleicht ein Menschenleben zu retten. Wie dem auch sei, sie ist seit langer Zeit schon verschwunden.

Der Zauberstein im Blautopf.

Es war zur Zeit, als die Stadt und die Herrschaft Blaubeuren noch im Besitze der Grafen von Helfenstein waren. Damals unternahmen zwei Brüder des Geschlechtes einen großen Spazierritt und kamen so zum Ursprung der Blau. Der eine der Brüder sah am Rande der Quelle einen vielfarbigen Stein schimmern, stieg ab vom Pferde und beugte sich nieder, um den schönen Stein aus dem Wasser zu nehmen. Er hob ihn auf, besah ihn, im selben Augenblick rief der neben ihm noch auf dem Pferde sitzende Bruder: „Wo bist du? Warum hast du dich so plötzlich versteckt? Ist eine Giftschlange in der Nähe?“ — Der Gesuchte antwortete: „Was ist mit dir? Ich stehe ja neben dir! Hier, nimm meine Hand!“ Dabei streckte er die Rechte dem Bruder entgegen, nachdem er den Stein in die Linke getan hatte. „Ich sehe dich nicht! Was ist das für ein Wunder? Deine Stimme höre ich wohl neben mir, aber was tatest du, daß ich dich nicht zu sehen vermag?“ — so rief der andere erstaunt aus. Der Unsichtbare gab nun seinem Bruder den Stein in die Hand, sogleich ward er mit dem Pferde unsichtbar. „Jetzt bist du mir entschwunden. Ich sehe nichts von dir und nichts von deinem Pferde. Die Macht des Steines hat das zuwege gebracht, den ich dir in die Hand gegeben habe. Ich fand ihn in der Quelle. Er schimmerte so schön in seinen vielen Farben, daß er mich vom Pferde lockte.“

Der Bruder, der den Stein noch in Händen hatte, stieg

vom Pferde, sogleich war dieses sichtbar. Sie überlegten nun, was ihnen mit diesem Steine für eine Macht gegeben sei. Dachten aber sogleich auch daran, was für Schaden mit diesem Wunder angerichtet werden könnte. Sie erwogen alles und beratschlagten hin und her, ob sie den Stein als Familienkleinod behalten wollten, oder ob er wieder dem Brunnen, der sich vor dem Felsen befand und dem der Quell entsprudelte, anvertraut werden solle.

Zuletzt kamen die Brüder doch zur Überzeugung, daß der Schaden, der durch den Stein erstehen könnte, unendlich viel größer sei als der Nutzen. Sie wollten sich deshalb des Steins entäußern und auf das Gute, das mit ihm vollführt werden könnte, verzichten. Sie warfen den Stein in den Brunnen, der so tief ist, daß es keinem Menschen möglich ist, ihn jemals heraufzuholen.

Die vertriebenen Schneegänse.

Die alten Geschichten erzählen viel von dem Schaden, den Tiere verursacht haben; wie zum Beispiel die Heuschrecken, die ganze Gegenden kahl gefressen, die Nonne, die Wälder zerstörte, dann die Mäuse, Ratten und andere Tiere. Daß eine Gegend unter Schneegänsen zu leiden hatte, das ist wohl nicht so allgemein bekannt geworden.

Die Gemeinde Boll, die einstmals zur Herrschaft der Grafen Aichelberg gehört haben muß, wird ganz besonders als von diesem Geflügel heimgesucht genannt. Auf ihren herbstlichen Zügen gen Süden fielen sie immer wieder auf die genannten Fluren nieder und richteten solchen Schaden an, daß die Bauern in immer größeres Elend gestürzt wurden. Sie wandten sich in ihrer Not an die Gräfin Bertha von Aichelberg, die sich oft in Boll aufgehalten hatte. Die Frau hatte viel Gutes getan, sie war sehr tugendhaft und fromm, verfügte auch über geheime Kräfte, die sie jedoch nur zum Besten leidender Menschen verwandte. Nach den vielen Klagen ihrer Untertanen über das Treiben der Schneegänse befleißigte sie sich ganz besonderer Tugend und erwarb dadurch die Gnade, den bedrängten Bauern zu helfen. Sie ließ eine hölzerne Gans schnitzen, sie selbst wird sie dann mit geheimen Zeichen versehen haben, ließ das Abbild auf einen hohen Pfahl aufrichten und versicherte, solange dieses Zeichen in Ehren gehalten würde, hätte kein Glied der Gemeinde mehr Schaden von den Schneegänsen zu befürchten. Also

geschah es auch. Es wird erzählt, es seien viele Hunderte von Malen die Schneegänse im Herbste gen Süden gezogen, aber keine fiel nieder, die Landschaft hatte Ruhe und blühte.

Herzog Ulrich zu Württemberg, der im Jahre 1534 durch den Landgrafen Philipp von Hessen wieder als Herr über sein Land eingesetzt worden war, hatte danach die Reformation eingeführt. Das hatte zur Folge, daß, wie die alte Chronik mitteilt, ein Predikant nach Boll gekommen sei, der außer seiner bilderstürmerischen Art auch die hölzerne Gans nicht hatte leiden können. Er nannte es Abgötterei, wütete von der Kanzel gegen das Bild, das der ganzen Gegend so großen Segen gebracht hatte. Viele hundert Jahre waren vergangen; das, was die Schneegänse getan hatten, war bereits damals eine Sage, und die Pflicht, das Bild in Ehren zu halten, eine selbstverständliche Gewohnheit geworden. So fand der neue Prediger nicht viel Widerstand, als er eines Tages den Pfahl umschlagen, die Gans zerhauen und verbrennen ließ. Der Herbst kam, und die Schneegänse erschienen wieder aus dem kalten Norden, um südliche Gefilde aufzusuchen. Sie fielen zum Entsetzen der Gemeinde wieder auf ihre Felder nieder und richteten großen Schaden an. Die Bauern waren machtlos. Das alte Schutzbild war verbrannt, so mußten sie sich's gefallen lassen, daß die Gänse jedes Jahr ihren Tribut holten.

Das Stubentier.

In Stuben bei Altshausen wird erzählt, es hätte einstmals im Orte ein ganz merkwürdiges Untier sein Unwesen getrieben. Viele sollen es gesehen haben, die meisten aber gehört. Über das Aussehen des Tieres gingen die Meinungen sehr auseinander. Jeder, der es gesehen haben wollte, schilderte es anders. Auch das Schreien wird verschieden dargestellt. Bald gab es Laute von sich wie ein Kind, bald wie ein Vogel, dann heulte es wie ein Kater, wie ein Wolf, schrie wie ein Uhu oder eine Krähe. Jedenfalls ist der Ton häßlich und grauenerregend, und wenn es an Wassern trinkend gehört wurde, dann war es ein Schlürfen, als ob es Eimer voll in sich verschlänge.

Das Tier begann jedoch nicht erst um Mitternacht zu gespenstern, es irrte bereits bei anbrechender Dunkelheit umher. Ein Schuhmacher machte sich einmal abends gegen acht Uhr auf, um von Stuben nach Mendelbeuren zu gehen. Er war noch nicht lange von Stuben fort, da sprang ihm das Untier zwischen die Füße. Er war nicht mehr fähig, weiterzugehen, kehrte um und schleppte sich mühsam nach Stuben zurück, wo er nächtigte. Am anderen Tage konnte er nicht aufstehen; sein Zustand verschlimmerte sich so, daß er starb, noch ehe die Sonne ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Der Goldkäfer.

Der Löwenwirt von Wiesensteig hatte einen Käfer, den sich wohl heutigestags viele zu besitzen wünschten; denn er hatte eine gar erquickende Eigenschaft: man fand jeden Morgen ein Goldstück neben ihm liegen. Der Wirt hatte ihn hinter seinem Hause auf dem Miste und kümmerte sich auch nicht weiter um ihn. Sein Anwesen gedieh ohnehin, so überließ er das Geld des Käfers meist auch seinem Gesinde.

Einmal nun kam ein ganz armer Mann aus der Umgegend, der hatte vom Käfer des Löwenwirtes gehört. „Lieber Löwenwirt," sagte der Mann, „du hast deinen Käfer jeden Tag, eine Menge Gold bringt er dir neben deinem Anwesen ein, und für dieses Geld hast du keine Arbeit. Ich bin ein ganz armer Kerl. Wie wär's, wenn du mir deinen Käfer so lange leihen würdest, bis ich mir eine Kuh kaufen kann? Eine Kuh, Löwenwirt, nur soviel Geld soll mir dein Käfer verschaffen, daß ich mir die allerschönste Kuh kaufen kann, das ist mein Wunsch schon lange, Wirt, schon lange. Du kannst dir nicht denken, wie schön das ist, sich eine Kuh kaufen zu können, nach der man sich immer gesehnt hat. Wirt, du hast den Käfer immer, leih ihn mir, ich bring ihn gleich wieder, wenn ich soviel Geld habe, um mir die schönste Kuh kaufen zu können!"

Der Löwenwirt lachte ob dieser Rede und sagte nur zu dem Manne: „Geh hinter auf den Misthaufen und hol

dir den Käfer!“ Der Mann ließ sich das nicht zweimal sagen, er besorgte sich ein Kistchen, fütterte es schön mit Gras aus, ging dann zum Misthaufen und fand auch richtig den Käfer. Er bedankte sich beim Wirt und sagte ihm nochmals, daß er nur soviel Geld haben wolle, um den Preis für die schönste Kuh bezahlen zu können.

In seinem Häuschen behandelte er das Tierchen wie etwas Heiliges. Er konnte den ersten Morgen kaum erwarten, um das erste Geldstück in Empfang zu nehmen. Als der Hahn krähte, stand er schnell auf und lief in die Kammer, in der er den Käfer untergebracht hatte; siehe, ein großes, rundes Silberstück lag in dem Kistchen. Der Bauer holte es heraus, machte vor dem Spender eine sehr ungeschickte Dankesverbeugung, befühlte das Geldstück von allen Seiten und versteckte es dann lächelnd in seiner Truhe. So war es zum immer neuen Erstaunen des armen Mannes jeden Morgen. Es reizte ihn sehr, einmal eine ganze Nacht aufzubleiben, um zu erfahren, wie das Geld zum Käfer käme. Aber eine Scheu, etwas Unangenehmes zu erleben, und auch die Angst, die Wohltat zu verlieren, hielten ihn von seinem Vorhaben ab. Die Kuh hatte er sich bereits ausgesucht, der Stall war schon gerichtet, und endlich kam der Tag, da er das letzte Geldstück in Empfang nahm, das zum Kaufpreise fehlte. Ehe er jedoch seinem schönsten Augenblicke entgegenging, machte er sich auf und brachte dem Löwenwirt von Wiesensteig den Käfer zurück. Dem war es gar nicht angenehm, daß er seinen Geldspender wieder zurück erhielt. Ihm wäre es viel lieber gewesen, wenn er den unheimlichen Gast losgeworden wäre. Er brachte ihn an die entferntesten Orte, er konnte tun, was er wollte, der Käfer kam wieder auf seinen gewohnten Platz. Zuletzt kam der Wirt auf den Gedanken, den Geldkäfer durch Beschwörung zu entfernen; denn er dachte sich, mit

rechten Dingen kann das nicht zugehen. Er wandte sich daher an den Priester, der nahm auch eine sehr kräftige Beschwörung vor, der der böse Geist, der in dem Käfer saß, nicht widerstehen konnte; unter furchtbarem Gebrumm flog er auf und ward nicht mehr gesehen.

Man sagte zu dieser Zeit, wenn einer gerne Geld haben wollte, in der Wiesensteiger Gegend: „Hättest du den Käfer des Löwenwirtes von Wiesensteig!“ Wenn einer aber schnell Reichtum erworben hatte, dann sagte man bestimmt von ihm: „Der hatte den Käfer des Löwenwirtes von Wiesensteig!“

Die verzauberten Äpfel.

Die Menschen glauben klug zu sein, aber im rechten Augenblick sind sie doch nicht klug genug. Wer denkt auch daran, daß hinter alltäglichen Dingen etwas Besonderes stecken könnte? Aber darauf gerade kommt es an, im Gewöhnlichen das Besondere zu sehen. Klug reden ist leicht, aber selbst zur rechten Stunde auch klug handeln, das ist eine eigene Gabe, dazu muß man schon ein Sonntagskind, wenn nicht gar ein Pfingstsonntagskind sein.

Das sollte auch einmal ein Bauersmann aus Riffingen erfahren, der eines Tages ein Roß auf den kalten Markt nach Ellwangen brachte. Sein Weg führte ihn an einem kleinen Gehölz vorbei, in dem er, was er noch nie beobachtet hatte, ein Apfelbäumchen entdeckte, an dem kleine, rotbackige Äpfelein hingen. Er schritt hinzu, pflückte einige ab und steckte sie in seine Tasche. Er ritt auf den Markt, verkaufte sein Pferd und wanderte dann wieder nach Hause zurück. Als er nun in sein Haus eintrat, sprangen ihm sofort die Kinder entgegen und fragten ihn, was er vom Markte mitgebracht habe. Ihm fielen die Äpfelchen ein. Er nahm die Tasche ab, holte allen Kram heraus, aber die Früchte fand er nicht. Dafür aber kollerten ihm mit einem Male vier wundervolle Kronentaler entgegen. Am nächsten Morgen, kaum hatte der Hahn zum ersten Male gekräht, da stand er auf, spannte seinen Wagen an, nahm einen großen Korb mit, um den ganzen Baum leer zu pflücken. Er trieb sein Pferd an, aus

lauter Angst, ein anderer könne ihm im Plündern des Bäumchens zuvorgekommen sein. Er erreichte das Gehölz, aber, wer beschreibt sein Erstaunen: vom Äpfelbäumchen keine Spur! Er durchsuchte das Gehölz mehrere Male, er stellte sich auf die Straße an die Stelle, von der aus er das Bäumchen entdeckt hatte, es war nichts da.

Nun schalt er sich einen Toren und ärgerte sich über die Zeit, die er verloren hatte, am meisten wohl aber darüber, daß er am Vortage nicht mehr Äpfel abgepflückt hatte.

Die verzauberte Spreu.

Ähnliches, wie in der Geschichte vom verzauberten Apfel erzählt wird, haben gar viele Menschen erlebt. So zum Beispiel die Karles-Johanna, die eines Morgens sehr früh, als die Sonne noch nicht aufgegangen war, nach Gmünd ging. Sie kam durch ein Gehölz, das hieß das Buch. In diesem lag die sogenannte Lohwiese. Als die Frau an diese Stelle ihres Weges kam, sah sie am Rande der Wiese ein Häuflein Spreu liegen, das wie Silber glänzte. „Ei,“ dachte sie sich, „davon könnte ich für meine Kinder eine Handvoll mitnehmen.“ Sie beugte sich auch sogleich nieder, ergriff, was sie mit einer Hand fassen konnte, und schob es in ihre Tasche, die sie am Arm trug. Als sie nun nach Gmünd kam und dort aus ihrer Tasche etwas herausnehmen wollte, erschrak sie förmlich, als sie statt der Spreu lauter neue Sechser entdeckte. Sie beeilte sich, mit ihren Geschäften fertig zu werden, um den Rückweg antreten zu können, damit sie die ganze Spreu noch zur rechten Zeit aufheben könne. Aber ein zweites Mal wird es keinem geboten, so vom Glücke überrascht zu werden. Von der Spreu war nicht ein Fäserchen mehr zu finden. „Wer hat meine Spreu weggeholt!“ klagte die Frau. Sie faßte es in ihrer Einfalt gleich als Raub auf, daß sie von dem Schatze, der doch offenbar nur für sie dorthin gebracht worden sei, nichts mehr vorfand. „Das nächste Mal will ich aber bestimmt alles mitnehmen!“ sagte sie, als sie die Geschichte zu Hause erzählte.

Nach feuchten Nächten geschah es wohl, daß die Sonne aufgehäuftes Laub beleuchtete, so daß es wie Silber glitzerte. Die Frau ließ sich dadurch oftmals verleiten, eine Handvoll mitzunehmen, in der Hoffnung, die geheimnisvolle Verzauberung würde sich wiederholen. Wenn sie zu Hause den Inhalt vorsichtig ausschüttete, war es jedoch immer trockenes Laub.

So oft sie auch den genannten Weg ging, sie fand nie wieder Spreu von der Art wie das eine Mal.

Gespensternacht.

Als Graf Jörg von Werdenberg zu Salgans noch ein Junggeselle war, jung in des Wortes verwegenster Bedeutung, da wohnte er einmal bei seinen Vettern, den Freiherrn von Brandis in Maienfeld. Eines Abends stahl er sich fort und begab sich in eines der umliegenden Dörfer, um nach Abenteuern auszugehen. Es war ein Abend im schönen Monat Mai, der im Laufe der Jahrhunderte noch nichts von seinem Zauber eingebüßt hat.

Wie er so im Dämmerschein über das Feld wandert, da sieht er ein Roß auf der Weide, dem waren die Füße mit Weidenruten gebunden. Es war ungesattelt, hatte aber ein Zaumzeug. Dieses Tier kam ihm gerade recht; er dachte, es auf dem Rückwege wieder an der Fundstelle zu binden und den Nachhauseweg zu Fuß zu machen, wie er ihn gekommen. Er löste also die Weidenruten, schwang sich auf den Rücken des Tieres und trabte los. Als er eine Weile geritten war, da begegnete ihm ein Tier, das sah aus wie eine Ziege. Es war ein Gespenst, denn um seine Gestalt war ein solches Plärren und Schreien, daß man davon hätte toll werden können. Der Ritter war so unbesonnen, dem Gespenst nachzureiten; mit einem Male wurde eine große Kugel daraus, die rollte vor ihm her, er hinterdrein, ohne auf Weg und Steg zu achten. Die Kugel sauste dahin, er spornte das Tier zu tollem Laufe an, plötzlich schrie dieses auf, sie stürzten in den Rhein und wären beinahe ertrunken. Im selben Augen=

blick war das Gespenst verschwunden. Mühsam arbeitete sich der Ritter mit dem treuen Pferde ans Ufer, kam aber nicht empor, sie wurden abwärts getrieben, bis er sich endlich an einem Aste festhalten konnte, mit dessen Hilfe er sich einigermaßen in Sicherheit brachte. Das Pferd mußte er seinem Schicksale überlassen.

In der Frühe des nächsten Tages kamen Fischer, die erlösten ihn aus seiner Bedrängnis und brachten ihn aus seinem langen Maienbad ans Land. Von derartigen Abenteuern wären noch viele zu berichten, denn der Gespenster gab es ja genug.

Das Hexlein von Stadion.

Es war einmal ein Hexlein, das trieb zwischen Oppelshausen und Stadion großen Unfug. Es hieß Bethche und soll sich besonders gerne in einen Hasen verwandelt haben, um die Jäger zu ärgern. Als Hase verdarb das Hexlein den Jägern die Jagd, so daß sie nicht zum Schuß kamen und nicht einmal eine Hasenblume als Beute mit nach Hause nehmen konnten. Die Jäger kannten das Mädchen ganz genau, wenn es sich als Wild herumtrieb, und hätten ihm gerne einmal eine tüchtige Ladung aufgebrannt, aber es wich geschickt den Flinten aus. Einmal erwischte es aber doch ein Förster, und daraufhin hatten sie lange Zeit Ruhe. Dieser traf den verdächtigen Hasen eines Morgens im Walde, er irrte hin und her und reizte den Jägersmann so, daß er sein Gewehr anlegte und bei den Worten: „Wart', ich will dir helfen!" abdrückte. Leider hatte der Förster das Tier nicht zur Strecke gebracht. Als er jedoch nach Hause kam, erfuhr er zu seiner Freude, daß das Mädchen krank zu Bett liege, es hätte schlimme Füße. Da wußte er, daß er das Schrot doch nicht umsonst verschossen hatte.

Der Gespensterhase.

Der Freiherr von Zimmern schildert eine merkwürdige Geschichte, die er im Jahre 1463 beim Grafen Eberhart von Württemberg teils gehört, teils miterlebt hatte. Er verbrachte bei diesem Grafen das Osterfest. In der Charfreitagnacht ging der Forstmeister des Grafen Eberhart, namens Ulrich, mit einem jungen Edelmann, Gumpolt von Gültingen zu Mansheim, auf die Hasenjagd. Sie hatten auch das Glück, einen zu fangen; der Forstmeister stieß ihn in einen Sack und nahm ihn über den Rücken. Darauf begaben sich die beiden wieder zurück. Als sie aus dem Walde herausgekommen waren und sich schon ein Stück auf freiem Felde befanden, rief eine Stimme aus dem Walde: „Baita, Baita, laß mich mit! Wo bist du hingekommen?“ — Da antwortete der Hase im Sack: „Hier bin ich, in Ulrichs Sack!“ Der Forstmeister war so erschrocken, daß er den Sack sofort fallen ließ. Er wandte sich aber gleich darauf um, beugte sich nieder und knüpfte den Sack auf, er war leer. Sie wandten ihn um und um, nichts war zu finden. Da ward ihnen gar angst und bang zumute; voller Schrecken begaben sie sich nach Hause und erzählten da, was sie mit dem Gespensterhasen erlebt hatten. Am nächsten Tage fühlten sich beide so krank, daß sie sich niederlegen mußten. Der Forstmeister Ulrich starb nach drei Tagen, während der junge Edelmann lange so krank daniederlag, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Endlich aber erholte er sich doch von seinem Siechtum.

Der sprechende Totenkopf.

Vor langer, langer Zeit hat sich in Meßkirch eine gar denkwürdige Geschichte zugetragen. Während einer schönen Nacht hatten drei verwegene Gesellen nichts Besseres zu tun, als in einem Graben der unteren Stadt zu liegen und tüchtig zu zechen. Sie tranken so, daß sie den Tanz der Erde, von dem damals nur ganz aufgeklärte Geister wußten, zu fühlen bekamen; die senkrechte Achse ihres Daseins kam ins Pendeln, sie schwankten hin und her. Sie lachten und schrieen, und alle Hunde in der Nachbarschaft wurden lebendig. Da machte einer der Gesellen den Vorschlag, sie wollten spielen, und zwar sollte der Verlierer des Spiels einen Totenkopf aus dem Beinhause holen. Das Beinhaus stand auf einer Anhöhe, das Weiß seiner Mauern stach durch das helle Mondlicht scharf aus dem dunklen Grün.

Es mag wohl in der Absicht dessen gelegen haben, der das Spiel vorgeschlagen hatte, den Verzagtesten verlieren zu lassen; denn diesen traf es auch wirklich, die unheimliche Aufgabe auszuführen. Sein Gehirn rauchte mit einem Male alle Benebelung aus, an seinem Rücken fühlte er eisige Finger entlang gleiten. Er ließ sich aber nichts anmerken, sondern tat mutig und begann seinen Weg zu dem stillen Hause. Die Türe stand offen, er ging hinein und wollte den zunächst liegenden Kopf greifen, aber wie er ihn berührte, ging ein furchtbares Zucken durch seinen Körper; der Bursche floh entsetzt fort und rannte ein Stück den Berg hinunter.

Dann blieb er stehen, überlegte seine Dummheit, daß er doch nichts zu fürchten habe, er sei doch schon oft des Tags oben gewesen, und was sollten auch seine Gesellen von ihm denken? Er kehrte also um, stieg schnell empor, doch je näher er der Türe des Beinhauses kam, um so langsamer wurde sein Schritt. Vorsichtig, auf den Zehenspitzen gehend, trat er wieder ein, streckte den Arm vor, aber es ging ihm wie das erstemal, er floh entsetzt und rannte wieder ein Stück bergab. Der Ehrgeiz, vor seinen Gesellen zu bestehen, trieb ihn ein drittes Mal hinauf. Beherzt schritt er aus, trat ein, packte mit fester Hand den Kopf, da tönten, kurz und hohl hervorgestoßen, die Worte: „Laß mich liegen!" — Entsetzt fuhr der junge Mann zusammen, und alles Blut schien in seinem Herzen zu stocken; wie ein Gespenst lehnte er am Beinhause und schlich dann langsam und matt zu seinen Zechgenossen, denen er zitternd und stockend sein Erlebnis mitteilte.

Auch die beiden anderen wurden von dem gleichen Entsetzen gepackt, besonders trug das totengleiche Aussehen ihres Kameraden noch dazu bei. Still blieben sie bis zum Morgengrauen sitzen, dann begaben sie sich nach Hause und legten sich nieder. Als sie erwachten, waren sie so krank, daß an ein Aufstehen nicht zu denken war. Die zwei erholten sich wieder, während der dritte, der das schreckliche Abenteuer erlebt hatte, nach drei Tagen starb.

Vom Teufel geholt.

Ein schwäbischer Bürger, Mathias Blersch, wollte heiraten. Der Hochzeitstag war herbeigekommen, da muß in den sonst so ruhigen Mann ein böser Geist gefahren sein. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß er voller Zorn und Abscheu ausrief: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich dieses Mädchen heirate!“ Es läßt sich leicht denken, wie unglücklich das arme Mädchen war, und wie der ganze Ort sich gegen ihn wandte. Es wurde Abend, die Familie war schweigend beisammen, der besessene Bräutigam saß finster brütend auf der Ofenbank, während die übrigen dem entgangenen Hochzeitsschmause nachtrauerten. Da klopfte es hart an das Fenster, und eine rauhe Stimme rief den Bräutigam hinaus. Er stand auf, ging, und kaum hatte er die Haustüre hinter sich geschlossen, da wurde er auch schon von krallenartigen Fingern gepackt, durch die Luft gewirbelt und fortgerissen, daß ihm Hören und Sehen verging. Im Hause war ein furchtbares Schreien und Weinen, der ganze Ort war bald auf der Straße und zog der Richtung nach, in der der böse Geist mit dem ungetreuen Bräutigam gezogen war. Auf dem höchsten Hügel nächst dem Orte endlich fanden sie ihn in einem Dorngestrüpp liegen, dicke Knotenstöcke lagen neben ihm, als hätte man ihm damit eine Tracht Prügel noch besonders verabreicht. Halbtot, vor Schmerzen winselnd, Gesicht und Hände von den Dornen zerschunden, so holte man ihn hervor und brachte

ihn erst in die Kirche nach Mörsingen, um allen Fluch der bösen Geister von ihm zu nehmen. Man legte ihn zwischen geweihte Kerzen, besprengte ihn mit Weihwasser, so kam er langsam zu sich und bereute sehr, daß er sich so lästerlich gegen seine Braut benommen habe. Er war wieder der, der er immer war, nur in seinem Gesichte war ein Schreckenszug zurückgeblieben, der in jeden, der ihn ansah, Schauder erweckte.

Die Mädchenfelsen.

Die Geschichte fängt an, wie so viele Geschichten anfangen. Sie liebten sich, in reinstem, ungetrübtem Glücke vergingen die Tage, es war, als sei die Erde ein Paradies, in dem keine Wolke, kein Leid zu finden ist. Aber der Geliebte ward des Schwelgens überdrüssig, er verließ die Geliebte, das Paradies ward zur Öde, die Sonne verlor allen Glanz, die süßen Singvögel entflohen, eine furchtbare Einsamkeit blieb zurück. Das Mädchen verschloß sich vollständig, da ihm aller Glaube an Liebe und Treue genommen war. Es verließ seine Jugendheimat, die in einem der schönsten Täler des Schwabenlandes gelegen war, und zog sich auf ein einsames, düsteres Felsenschloß zurück, die Eselsburg genannt. Sie wollte keinen Mann, nicht einmal als Diener, um sich sehen. Sie sperrte sich in die düstere Burg nur mit Mädchen ein, die bei ihrem Eintritte alle Männerliebe abschwören mußten. Die Herrin ergab sich inzwischen dem Studium der geheimen Kräfte, in denen sie gar bald Meisterin wurde. So war sie mit den schönen Mädchen, die in ihrem Dienste standen, geschützt, es wagte sich niemand in den Umkreis der Burg. Sie konnte Menschen Krankheiten anhexen, ihnen den Tod bringen, sie konnte Krankheiten heilen, den Wanderern Gespenster in den Weg zaubern, daß sie sich verirrten und in einem fremden Walde zu sein glaubten, bis sie plötzlich an der Burgmauer standen und durch ein schreckliches Gespenstergeheul wieder in die Flucht gejagt wurden. Die Haßerfüllte konnte auch furchtbare

Unwetter herbeizaubern, Brände verursachen, das Vieh beschwören, kurz, sie wandte ihre Kunst nur an, um den Menschen Böses zu tun. So vergingen die Jahre; unbehelligt lebten die Insassen der Burg, ihr Schutz war die Zauberkunst der Herrin. Diese wurde, je älter sie wurde, auch zu ihren schönen Mägden böswilliger. Sie konnten ihr nichts mehr recht machen, so daß sich manche fortsehnte; aber wie dies wagen? Die Macht der Zauberin reichte ja weit.

Einst nun geschah es, da kam ein fremder Wandersmann, ein Fischer, in dieser Gegend an. Der Fluß, der durch das Tal lief, gefiel ihm so gut, daß er beschloß, sich hier anzusiedeln. Er baute sich ein kleines Haus am Ufer und fing an, seine Netze auszuwerfen. Am Abend saß er dann am Wasser fischend oder auch Netze flickend und sang. Aber er sang so wundersam und klangvoll, daß die Töne holden Widerhall oben in der finsteren Burg erweckten. Die Herrin tobte und raste in der Burg umher, sie schrie und quälte ihre Mädchen, daß sie ja nichts vom holden Wohllaut der Mannesstimme hören und betört werden sollten. Ihr Zorn war deshalb besonders erregt, weil all ihre Künste dem jungen Fischer nichts anhaben konnten. Sie durchsuchte und durchforschte nächtelang ihre Zauberbücher, sie versuchte alles, die Stimme des Mannes tönte weiter des Abends, ja, es schien, als werde sie, je mehr sie mit ihrem Zauber gegen den Fischer und sein Singen wütete, immer reiner, wohllautender und voller. In den Gemächern der Burg hallte das Singen wider, es kämpfte mit dem Zorn der Zauberin, und eines Abends waren die zwei Jüngsten der Mädchen entflohen, sie konnten der Stimme nicht mehr widerstehen; sie flogen den Berg hinunter zum Fluß und überschütteten den Fischer mit süßen, törichten Worten der Liebe.

Die Herrin hatte die Entflohenen bald bemerkt, ein heiseres Lachen tönte aus ihrem Munde, sie wußte, daß sie an diesen beiden sich rächen konnte. Die Mädchen fühlten auch schon nach einiger Zeit, wie ihre Zunge schwerer wurde, wie die Augenlider bleigleich lasteten, wie die Schwere sich im ganzen Körper fühlbar machte, das Leben verlosch, das Blühen verschwand. Grau wuchs hervor, es breitete sich aus und schloß die Leiber ein; endlich standen zwei verwitterte Felsen, die menschliche Umrisse erkennen ließen, an Stelle der beiden holden Mädchen. Entsetzt hatte der Fischer dieser Verwandlung zugesehen, er verließ die unheimliche Stelle, und nie mehr konnte er so rein, so schön und voll singen. Durch die Verzauberung der Mädchen hatte sich die Männerfeindin auch an dem Fischer gerächt.

Die Herrin der Eselsburg wurde immer einsamer, denn kein junges Mädchen kam mehr auf die Burg. Die einst jung waren, waren tot oder auch alt und häßlich geworden, und wenn es je einmal geschah, daß ein weibliches Wesen Einlaß verlangte, um zu dienen, dann war es ein getäuschtes, haßerfülltes, verzweifeltes Geschöpf. Endlich siegte die Zeit über die Zauberin. Ihr Schloß ist längst zerfallen, aber die beiden Felsen stehen noch am Flusse, und wenn Liebende vorüberkommen, dann ist es, als klinge aus den verwitterten Steinen ein Seufzen und Klagen.

Von zauberkundigen Wilddieben

Von zauberkundigen Wilddieben.

In Aufhausen am Schenkenstein lebte einmal ein berüchtigter Wilderer, der nur „Der alte Maurer“ genannt wurde. Die Schar, zu der er gehörte, und deren Anführer er wohl war, hatte eines Tages wieder einmal den Entschluß gefaßt, etwas Besonderes zu unternehmen. Sie zogen in das Unterkochener Revier, auf die Ebene bei Geiselwang und den Neubau. Aber wie es öfter geschieht, der Förster von Kochen hatte Witterung bekommen. Er berief daher seine Jäger zusammen, und das Glück war ihm günstig, die Schar wurde auseinandergetrieben. Der Förster selbst mit einigen Gehilfen machte Jagd auf den alten Maurer, sie setzten ihm mit Kugeln arg zu, aber sie fielen alle machtlos ab, denn er war fest. Der Förster von Kochen hatte die beste Kugel abgesandt, sie traf mitten auf die Brust und blieb in der Haut sitzen. Der Maurer konnte trotz der Übermacht nicht ergriffen werden, er entkam, erreichte sein Haus, schüttelte die Kugeln ab, die in seiner Kleidung hängengeblieben waren und löste die Kugel des Försters aus der Haut, an deren Stelle ein blaues Mal sichtbar blieb. Der Maurer schwur deshalb, dem Förster baldmöglichst eine Kugel zu senden, die erst im Herzen steckenbleiben sollte.

Es war nicht lange Zeit vergangen, da traf den Förster von Kochen auf der Steige, die von Unterkochen nach Geiselwang führt, eine Kugel. Sie stammte vom alten Maurer. Der Förster wendete sofort sein Pferd

und sprengte ins Dorf zurück; am oberen Wirtshaus konnte er sich nicht mehr halten, er fiel förmlich vom Tiere, schleppte sich in die Stube, wo er auch gleich darauf verschied.

Der alte Maurer kam sofort in Verdacht. Die Ellwanger Behörde sandte sogar ein Aufgebot von Soldaten nach Aufhausen, wo der Wilderer wohnte, um ihn gefangenzunehmen. Sein Haus wurde belagert. Auf die Aufforderung hin, sich zu ergeben, erklärte er, sie würden ihn nicht gefangennehmen, er ginge nie und nimmer mit ihnen. Aber er würde freiwillig den Ort und die Gegend verlassen und nie mehr zurückkehren. Der erste, der es wage, ein Gewehr gegen ihn zu erheben, solle des Todes sein! Dann befahl er den Soldaten, ein Spalier zu bilden. Diese kamen dem Befehle auch sofort nach, darauf erschien der Maurer unter der Haustür, zwei Gewehre trug er über der Schulter, das dritte schußbereit im Arme. Er durchschritt die Reihe der Soldaten und zog in seine selbstgewählte Verbannung nach Rain bei Donauwörth.

Er konnte aber von seiner Gewohnheit nicht lassen, die Jagdleidenschaft lag ihm unausrottbar im Blute. Er scheint sich aus diesem Grunde einmal sehr leichtsinnig benommen zu haben, so daß alle seine Künste versagten. Er ward gefangengenommen und in den Kerker nach Heidenheim auf den Hahnenkamm gebracht. Es gelang ihm jedoch zur rauhen Winterszeit, nur mit einem Hemde bekleidet, zu entfliehen. Mit bloßen Füßen rannte er eine ziemliche Strecke, soweit es seine Kräfte erlaubten. Endlich erreichte er einen Bauernhof, wo er ein Unterkommen und Erquickung fand. Der Marsch über den Schnee hatte ihm jedoch nicht gut getan. Er ward so schwer krank, daß er bald darauf starb. —

Noch Merkwürdigeres wird von dem Vater des alten Maurer erzählt, der so tief in die Geheimnisse der

schwarzen Kunst eingeweiht war, daß er fähig ward, andere Gestalten anzunehmen. Er ging eines Tages durch einen Wald, da sah er einen Töpfer gar traurig daherkommen, der auf dem Rücken seine Töpfe auf den Markt bringen wollte. Im Augenblick verwandelte sich der Alte in einen Block. Der Töpfer war glücklich, einen Ruheplatz gefunden zu haben, auf dem er seine Last abstellen konnte. Mit Behagen nahm er Platz und atmete erleichtert auf, als er seinen Korb nicht mehr fühlte. Wie er so behaglich saß, merkte er ein leichtes Zucken unter sich; der Stein schwankte hin und her, und welches Unglück mit einem Male, der Block fing an zu rollen: der Töpfer lag auf der Erde, der Korb umgekehrt neben ihm, nachdem sein Inhalt krachend und polternd umhergeflogen war. Der arme Töpfer wußte vor Entsetzen nicht wo aus und wo ein. In seinem Schrecken hatte er gar nicht bemerkt, daß der Block verschwunden war und ein Mensch eiligen Schrittes ein Stück in den Wald hinein rannte. Der Alte kam von der entgegengesetzten Seite wieder an und fragte den traurig Dasitzenden, was ihm geschehen sei.

„Was fragst du!" antwortete der Töpfer; „da sieh!" Bei diesen Worten deutete er auf die Scherben, die umherlagen. „Bist hingefallen?" fragte der Hexenmeister. „Nein, so ein Luderblock ist hier, der hat mit einem Male angefangen zu wackeln." „Wo ist hier ein Block?" fragte der Alte umhersehend. Der Töpfer deutete in die Richtung und wandte sich dann zur Stelle, wo er kurz vorher saß, nachdem er das Kopfschütteln des Angekommenen bemerkt hatte. Er rieb sich die Augen und sagte dann: „Ja, was ist denn das? Wo ist der Block? War das eine Hexerei?"

„Und mein schönes Geschirr, kein Pfennig im Hause und nun auch noch meine Ware in Scherben!" Der Alte

fragte ihn dann, was sie wert gewesen sei. Der Töpfer meinte, ungefähr einen halben bis einen Gulden. Der Alte gab ihm einen Gulden und ging seinen Weg weiter.

Der Vater des alten Maurer war auch ein leidenschaftlicher Wilderer und war öfter gezwungen, seine Schwarzkunst anzuwenden, wenn ihm ein Grünrock zu sehr auf den Leib rückte. Einst war er im Walde und hatte ein Stück Wild gefangen, als er von ferne einen Jäger kommen sah. Da der Weg eng war, war an ein Entfliehen nicht mehr zu denken, der Förster hätte ihn auf jeden Fall sehen oder hören müssen. Er verwandelte sich schnell in einen Haselbusch, und als der Hüter des Waldes vorbeikam, schien der Gefallen an dem Busch gefunden zu haben, er brach sich eine Knospe ab. Der Alte hätte schreien mögen vor Schmerz, denn mit der Knospe hatte er ihm ein Büschel Haare ausgerissen. Einige Zeit später traf der Alte den Jäger wieder, und da sagte er zu ihm: „Du, Männle, wenn du wieder an einem Haselbusch vorübergehst, so brichst du ihm kein Zäpflein ab, sonst könntest du unglücklich werden!“ —

Eine andere, nicht sehr lustige Wilderergeschichte ist die von den Talbuben, Burschen aus Oberalfing, Hattenhofen, Wasseralfingen usw.

Diese Wilderergemeinde hatte in den Wäldern eigene, versteckte Hütten, in denen sie sich oft tagelang aufhielt. Was die Leute brauchten, tauschten sie von den Hirten gegen Wildfleisch ein. Unter der Schar befanden sich auch einige entlassene Jäger, so daß sie also über gute Schützen verfügten. Außerdem beherrschten ein paar besondere Kerle die schwarze Kunst, es war deshalb den Vertretern der Ordnung nicht möglich, gegen die Gesellschaft aufzukommen.

Dies zeigt sich am Streiche, den sie dem sogenannten roten Jäger zugefügt haben. Sie hatten einmal in seinem

Revier ein Wild geschossen und waren dabei, es zu knebeln, als der rote Jäger auftauchte. Er hatte die Schützen seit einiger Zeit beobachtet und war nun glücklich, sie auf leichte Art zu fangen. Er trat mit erhobenem Gewehr vor und forderte sie auf, sofort mit ihm zu gehen. Der Anführer der Gesellschaft, ein Schwarzkünstler erster Ordnung, murmelte schnell einige Worte, dann sagte er zu dem Angekommenen: „So schnell ist es doch nicht möglich aufzubrechen! Ihr werdet uns doch erlauben, daß wir das Tier fertig knebeln! Wir wollen es nicht hier liegen und zugrunde gehen lassen!“ Der Jäger war gebannt, er konnte sich nicht rühren und mußte zusehen, wie die Wilderer das schöne Tier bearbeiteten. Als sie fertig waren, wurde der Jäger aufgefordert, mit ihnen zu gehen. Zum ärgsten Hohne legten sie ihm dann das Tier auf die Schulter; er tat alles, was sie wollten, er konnte sich ihrer Gewalt nicht entziehen. Der Gebannte trug also das Tier bis zu einer gewissen Stelle, dann nahmen sie es ihm ab und meinten, sie könnten ihn doch nicht ohne Trinkgeld ziehen lassen. Sie schnitten sich Haselnußstöcke ab und schlugen rücksichtslos auf den armen Menschen ein, bis er blutüberströmt zusammenbrach. Danach zogen sie weiter und ließen den Verwundeten liegen, der bald darauf den Verletzungen erlag. —

Von zwei anderen Wilderern erzählt man sich eine Geschichte, die nicht diesen tragischen Ausgang hat. Der Hauptschwarzkünstler wurde der Eschenjoggel genannt, sein Freund hieß Gräble. Sie lebten in Eglingen, und vor nicht allzu langer Zeit zeigte man sogar noch die Häuser, in denen sie gewohnt hatten.

Eines Tages früh, als dichter Nebel auf den Fluren lag, begaben sich die beiden ins Karthäusertal, um dort nach Wild zu jagen. Es war damals nicht allzu schwer, da es noch sehr viel gab. Sie glaubten im Schutze des

Nebels unbemerkt in den Wald gekommen zu sein. In diesem selbst bewegten sie sich, als sei es ihr ständiger Aufenthalt. Es dauerte auch nicht lange, da spürten sie einen prächtigen Sechzehnender auf. Sie hatten Glück, er fiel ihnen in die Hände, und stolz betrachteten sie die riesige Beute.

Gräble fragte nach einer Weile, wohin das Tier nun gebracht werden solle. Vom Eschenjoggel wird erzählt, daß er, trotzdem er Meister im Hexenbannen war, ein sehr schlechtes „Redhaus" gehabt habe. Er sprach ganz unverständliche Silben, die nur die verstehen konnten, die seine Art gewohnt waren. Eschenjoggel war also der Meinung, den Hirsch noch liegen zu lassen. Sein Gefühl hatte ihm recht gegeben, denn wenige Augenblicke später hörten sie das Getrapp eines Pferdes. In dem Herannahenden erkannten sie den fürstlich Wallersteinschen Revierförster, und kurz darauf tauchten auch seine Gehilfen auf. Der Herr mußte also trotz des Nebels auf sie aufmerksam geworden sein, oder es konnte sie auch einer aus dem Dorfe angezeigt haben, der sie hatte fortgehen sehen. Wie dem auch sei, der Eschenjoggel überlegte nicht lange. Er holte seinen Hexenstein aus der Tasche, murmelte einige Zauberverse, sofort verwandelte sich der Hirsch in einen Dornbusch, der Gräble wurde eine schöne schlanke Birke und er selbst zur allerschönsten Hainbuche.

Die Jäger waren wirklich auf der Suche nach den beiden Wilderern. Der Revierförster hatte das Haus des Eschenjoggel heimlich beobachten lassen und dadurch Kenntnis von ihrem Jagdgang bekommen. Die Jäger kamen zur Stelle, wo die Verzauberten standen. Der Eschenjoggel wirkte mit seinem Bann noch so auf die Leute, daß diese ganz verwirrt wurden, und im Walde, den sie genau zu kennen glaubten, sich vollständig verirrten. Spät abends erst trafen sie erschöpft, hungrig und

durstig beim Schwanenwirt im Karthäusertal ein, auch der Revierförster kam nach, der sogar sein schönes Pferd verloren hatte.

Es ist nicht schwer, sich die Gesichter der verärgerten Jäger auszumalen, als sie, ins Gastzimmer tretend, die zwei gesuchten Wilderer am Tische sitzen sahen. Sie wurden sofort für verhaftet erklärt, und die müden Gesellen setzten sich an denselben Tisch und schlossen so die beiden, die am Fenster saßen, ein. Die Sache sah verzweifelt genug aus. Der Eschenjoggel brütete eine Weile in sich hinein, nach einer Weile hob er jedoch zuversichtlich den Kopf, und ein kaum merkliches spöttisches Verziehen der Mundwinkel deutete an, daß er einen Weg zur Rettung gefunden habe.

Der Eschenjoggel setzte mit einem Male eine leidende Miene auf und sagte zu seinem Freunde, er möchte ein Gläschen Schnaps bringen lassen, es sei ihm ganz jämmerlich zumute. Es wurde gebracht, langsam nahm er einen Schluck, dann Gräble, dann wieder er, wieder Gräble und so fort, bis es leer war. Dann ergriff der Eschenjoggel das Glas, murmelte einen Spruch und stellte es hinter sich in die Gesimsecke.

Gleich darauf bemerkte er zu den Jägern: „Da wir nun doch gefangen sind, meine Herrn, wollen wir nun aufbrechen. Es ist doch ein ziemlich weiter Weg ins Wallersteinische." Die Jäger hatten jedoch noch keine Lust aufzustehen. Das Bier schmeckte ihnen, und es saß sich nach dem Umherirren im Walde so angenehm am Tische. Sie empfahlen auch den beiden Wilderern, noch ein Gläschen Schnaps zu trinken. Die beiden hatten jedoch anderes im Sinn. Sie standen auf, riefen den Jägern einen guten Abend zu und sprangen über die Bank. Im selben Augenblick wirkte der Bann des Eschenjoggel, die am Tische Sitzenden konnten sich nicht be=

wegen und nicht sprechen. Die Wildschützen verließen das Haus und begaben sich in den Wald, wo sie ihren Hirsch entzaubert vorfanden. Als sie mit ihrer Beute spät in der Nacht auf dem Nachhauseweg waren, begegnete ihnen ein Lumpensammler. Sie schenkten diesem zwölf Kreuzer und gaben ihm den Auftrag, sofort in das Schwanenwirtshaus zu gehen. Dort solle er das auf dem Sims stehende Glas umstürzen und der Wirtin bringen.

Der Lumpensammler kannte den Eschenjoggel genau, er machte sich auch sofort auf und ging in das Karthäusertal zum Schwanen. Als er in die Stube eintrat, fand er die Jägergesellschaft wie aus Stein gemeißelt um den Tisch; hilflos standen und saßen Wirt, Wirtin und Gesinde um die Gefoppten. Der Lumpensammler hatte das Glas sofort entdeckt, stieg auf die Bank, ergriff es, drehte es um und brachte es der Wirtin. Was für ein Fluchen und Stampfen ging im nächsten Augenblicke los! Auf die beiden Ausreißer wurde geschimpft, jeder Knochen sollte ihnen einzeln entzweigeschlagen werden. Der Bote der Wilderer wurde mit Fragen bestürmt, wo er sie getroffen habe. Er gab eine ganz falsche Richtung an, in der die Jäger dann auch abzogen.

Die Entflohenen aber waren inzwischen glücklich in Eglingen angelangt, wo sie Helfer genug hatten. Der Hirsch wurde zu einem Wildprethändler nach Dillingen gebracht und verkauft. Das Geld, es war ein ganz nettes Sümmchen, war am nächsten Tage in einem Saufgelage auch schon wieder entwichen.

Einige Zeit später wurden die Wilderer doch verhaftet, und da sie leicht überführt werden konnten, dauerte die Verhandlung nicht lange. Sie sollen im Schloß Rittel mit Hirschgeweihen auf den Köpfen Schutt gefahren haben. Später aber wurde ihre Strafe verschärft; da

ruhten sie nicht eher, bis sie ihre Fesseln gebrochen hatten und entfliehen konnten. Es ist ihnen auch geglückt. Von seinen Zauberkünsten scheint der Eschenjoggel im Gefängnis keinen Gebrauch gemacht zu haben, oder er konnte es nicht; vielleicht hatte er den Hexenstein nicht bei sich. Sonst dürfte es ihm nicht schwer gefallen sein, sich und seinem Freunde die Freiheit wiederzugeben.

Von Schußfesten und Zauberkundigen.

In Wilfertsweiler lebten gegen das Ende des 18. Jahrhunderts drei Männer, die von mancherlei geheimen Dingen Kenntnis gehabt haben sollen. Auch die Kunst des Schußfestmachens schien ihnen nicht unbekannt gewesen zu sein. Es werden sogar die Namen der Zauberkundigen überliefert; sie waren in der Umgegend bekannt als der alte Wirt Nehre, der alte Grat und der alte Fürst.

Es mag um die Jahre 1780 bis 1785 gewesen sein, da marschierten ungefähr 50 österreichische Soldaten in Wilfertsweiler ein; sie kamen zum Wirtshaus des alten Nehre und nahmen ihm einen Hammel weg, der auf dem Felde geschlachtet werden sollte. Der Wirt war im Walde, um Holz auszusuchen. Man schickte sofort einen Boten zu ihm und benachrichtigte ihn von dem Vorfall. Gleichzeitig wurde dies auch seinen Kumpanen mitgeteilt, die dann auch ins Wirtshaus kamen, und nachdem Nehre eingetroffen war, begaben sie sich nur mit Stöcken bewaffnet aufs Feld, wo die Soldaten inzwischen ein Lager aufgeschlagen hatten. Der Hammel lebte noch, die drei nahmen ihn den Soldaten ohne weiteres weg. Diese waren gebannt, sie konnten sich erst wieder rühren, als die drei Männer ein Stück von ihnen entfernt waren. Dann aber eilten sie an ihre Gewehre, luden und schossen ab, konnten aber dem Kleeblatt nichts anhaben. Die alten Männer sammelten die Kugeln auf und warfen sie den Soldaten wieder entgegen.

Plötzlich blieb Grat stehen und bemerkte: „Paßt auf, unter den Soldaten ist auch einer, der etwas kann!“ Kaum waren diese Worte gesprochen, da zuckte der alte Wirt zusammen, er griff hinter sich ins Gesäß und fand eine Kugel, die nur bis unter die Haut eingedrungen war. Er löste sie heraus und warf auch diese den Soldaten wieder entgegen. Die Kugel war aber nicht aus Eisen, sondern sie war aus Glas gefertigt, und geheime Zeichen waren in sie eingegraben. Diese Zauberkugel soll auch die Eigenschaft gehabt haben, wieder zum Schützen zurückgeflogen zu sein, wenn sie ihr Ziel nicht erreicht hatte. Die drei Alten wußten nun genau, daß ihnen die Österreicher nichts mehr anhaben konnten, sie wandten sich zurück und jagten den Haufen mit den Stöcken in die Flucht.

Ein anderer Streich dieser drei soll sich wie folgt zugetragen haben. Grat ging einstmals von seiner Arbeit nach Hause, da begegnete ihm eine Schwadron Kavallerie, die gen Saulgau reiten wollte. Der Offizier hielt an und rief dem Alten zu: „Woher kommt der Bote?“ Grat antwortete grob in seiner schwäbischen Art: „Was geht dich das an, ich habe dich ja auch nicht gefragt, wohin du willst!“ Dem Offizier schien die Antwort reichlich frech, er zog seinen Degen, um Grat zu züchtigen. Der blickte den Beleidigten fest an, lächelte ein wenig dabei und bemerkte nur: „Wenn du warten kannst, dann werde ich dir den Weg schon zeigen!“ Darauf ging er weiter, die ganze Schwadron aber war gebannt, sie standen alle wie Bildsäulen und konnten nicht einmal sprechen. In Wilfertsweiler angekommen, erzählte er seinen Kameraden das Erlebnis mit den Soldaten. Sie beratschlagten, was zu tun sei und beschlossen, erst dann den Bann von den Reitern zu nehmen, wenn der Offizier ein Lösegeld bezahlt hätte. Sie ließen sich aber zu allem Zeit, was

sonst noch zu tun war, sie wußten ja, niemand könne den Bann von den Soldaten nehmen. Grat ließ sich sogar noch seine Abendmahlzeit richten und aß mit aller Behaglichkeit. Nachdem alles erledigt war, begab er sich, nur von Fürst begleitet, an die bewußte Stelle. Sie teilten dem Offizier mit, daß er nur dann mit seinen Reitern weiter dürfe, wenn er ihnen einen alten Goldgulden auf den Weg würfe. Der alte Grat sprach die Arme des Offiziers frei, der auch sogleich in seine Tasche griff und das verlangte Geldstück vor die beiden warf. Danach gab ihm Grat mit seinem Stock noch drei Streiche auf den Rücken, der Bann wich von der ganzen Schwadron, sie konnte in Richtung Saulgau weiterreiten.

Soviel die drei auch in Zauberkünsten bewandert waren, dem Tode gegenüber war all ihr Tun machtlos. Sie alterten mehr und mehr, wurden krank und bekamen am Ende Angst vor ihrem sündigen Tun. Der alte Wirt Nehre war der erste, der sein Ende nahen fühlte. Um sich zu reinigen und zu lösen, verbrannte er alle seine Zauberbücher, und wirklich geschah es, daß er wenige Tage darauf starb. Einige Zeit danach wurde Fürst krank. Ein Vierteljahr lag er, ohne daß man erkennen konnte, was ihm fehlte. Am Ende der genannten Zeit schien es, als sollte er endlich erlöst werden. Sein Freund Grat aber wußte, daß noch etwas zu tun sei. Drei Tage lang wich er nicht vom Lager des Bewußtlosen, er wartete, daß er wieder zu sich komme. Und siehe, der Kranke öffnete seine Augen, und mit leiser Stimme bat er seinen Freund, alle seine Bücher zu verbrennen, die oben auf der Bühne lägen, er könne sonst nicht sterben. Grat befolgte diesen Rat, warf alle Bücher, die er am bezeichneten Orte versteckt fand, ins Feuer, aber Fürst hatte noch keine Ruhe. Er nannte noch ein Buch, das sich in einem Kasten befinden müsse. Auch dieses müsse ins Feuer. Grat

suchte in allen Kästen, endlich entdeckte er es, und kaum hatten die Flammen daran geleckt, da ertönte ein furchtbarer Knall, der alte Fürst lebte nicht mehr. Auch Grat verbrannte alle Schwarzkünstlerbücher noch rechtzeitig vor seinem Tode, der bald darauf eintrat. Das waren die letzten großen Schwarzkünstler. —

Ein wenig von ihren Zaubereien hatten auch andere im Laufe der Jahre gelernt, besonders die Kunst, daß der Schuß nicht losging.

Eine Geschichte stammt aus der Zeit, da der Wirt Nehre noch jünger war. Sein Sohn sollte getauft werden; diesen Anlaß wollten die ledigen Burschen von Wilfertsweiler benutzen, um sich ein Fäßchen Bier zu verdienen. Sie vereinigten sich alle, um zu Ehren des Täuflings eine Salve abzufeuern. Die Zeit der Taufe kam, die Burschen waren im Begriffe loszufeuern, doch keinem gelang es. Eine alte Frau, die Katzenmeierin genannt, kam höhnisch lächelnd zu ihnen und sagte: „Laßt euer Schießen sein, Buben, ihr könnt's ja doch nicht!" Die jungen Leute entrüsteten sich über das Gerede der Alten, denn sie verloren ihr Freibier, außerdem hatten sie noch Spott und Hohn zu tragen. Da fiel es einem der Burschen ein, wie man alle Gewehrverhexung aufheben könnte. Er verschaffte sich von dem nächstwohnenden seiner Genossen einen Kalender, schnitt den Namen der heiligen Dreifaltigkeit heraus, wickelte geweihtes Salz hinein und lud dies so in seine Büchse. Der Zauber war gebrochen, die ganze Mannschaft konnte schießen. —

In Musbach war ein Gansschießen abgehalten worden. Ein paar Wilfertsweiler Schützen hatten ebenfalls daran teilgenommen und fünf Gänse gewonnen. Fröhlich und guter Dinge waren sie wieder im Heimatsorte angekommen und im Wirtshause bei Nehre eingekehrt. Hier ging das Gelage weiter, man unterhielt sich über das

Schießen, und einer der Schützen wollte dann eine Wette eingehen, daß er auf jeden Schuß eine brennende Kerze träfe. Er wurde erst als Prahlhans ausgescholten, doch trieb er die Wette schließlich so hoch, daß man auf sie einging. Eine Reihe brennender Kerzen wurden aufgestellt, der Schütze lud, legte an, zielte, schoß und richtig, die Kerze splitterte auseinander. Als er nun zum zweiten Male seine Kunst zeigen wollte, ging der Schuß nicht los. Er drückte und drückte, das Gewehr war verhext. Inzwischen war nämlich die alte Katzenmeierin gekommen, um ihren Mann abzuholen. Sie hatte sogleich erkannt, um was es sich handelte, und spielte dem Schützen einen Streich. Sie hatte ihre Schürze abgebunden, zusammengefaltet und kreuzweise über ihren Schoß gelegt. Das bannte den Schützen. Er erkannte sofort, woher das Versagen käme, fing furchtbar an zu fluchen und zu schimpfen, daß die Alte sogleich den Schurz aufnahm und wieder richtig umband. Der Mann konnte nun schießen und gewann die Wette. —

In einer anderen Ortschaft dieser Gegend lebte ein Mann, der kannte das Geheimnis, die wilden Tiere sich untertan zu machen. Was er wollte, das blieb stehen und konnte sich nicht mehr bewegen. So machte er sich öfter den Spaß, Hirsche, Rehe, Füchse, Hasen, Eulen und andere Tiere in den Ort zu bringen. Er führte oder trug sie in den Straßen spazieren, und dann gab er ihnen wieder die Freiheit.

Von einem Bauern wird erzählt, daß er ebenfalls etwas von der schwarzen Kunst verstanden habe. Er benutzte sie aber besonders während der Obsternte. Trotzdem er schon bekannt war, so kam es doch immer wieder vor, daß Diebe in seinen Garten drangen, um sich ihren Anteil am Obste zu holen. Wehe dem Armen, der das Unglück hatte, in dieses Bauern Garten zu geraten! Er

konnte wohl in Ruhe seinen Sack füllen, aber wenn er sich dann aufmachen wollte, um seine Beute über den Zaun weg in Sicherheit zu bringen, da war er mit einem Male gebannt. Kurz vor Sonnenaufgang trat der Bauer aus dem Hause und weidete sich an der Angst seines Gefangenen. In aller Ruhe nahm er den gefüllten Sack auf und schaffte ihn ins Haus, dann ließ er den Dieb frei, der nun mit einer Schnelligkeit das verhexte Grundstück verließ, die ergötzlich anzusehen war. Es wird noch erzählt, daß ein so Festgebannter vor Sonnenaufgang wieder frei sein müsse, da er sonst zu Asche zusammenfalle. Anders gestaltet sich natürlich alles, wenn zwei gegeneinander wirken, die zu zaubern verstehen. Im gleichen Orte lebte noch ein Mann, der ebenfalls in manches Geheimnis eingeweiht war. Dieser rief eines Abends zwei seiner Knechte zu sich und sagte ihnen, sie sollten diese Nacht in den Garten des vorgenannten Bauern gehen und an Obst holen, was sie nur fortzuschleppen imstande seien. Die beiden lehnten dieses Anerbieten mit aller Entschiedenheit ab. „In jeden anderen Garten, nur nicht in diesen!“ meinten sie. Ihr Brotherr jedoch bemerkte, es sei nur dieses eine Mal, er wolle dem Besitzer einen Streich spielen. Sie brauchten keine Angst zu haben; sie dürften aber auf keinen Fall vergessen, alte Schlappschuhe anzuziehen. Sobald ein Bann bemerkbar wird, hätte man diese nur hinter sich abzuwerfen, dann sei jeder Zauber wirkungslos. Nachdem sich die beiden Knechte noch einmal hatten versichern lassen, daß dem wirklich so sei, taten sie, wie ihnen der Herr geheißen, und zogen um Mitternacht in den Garten. Jeder füllte sich einen ziemlichen Sack voller Äpfel und Birnen; alles ging gut bis zu dem Augenblick, da sie mit den gefüllten Säcken an den Zaun wollten, um sie hinüberzuwerfen. Sie fühlten, daß sie jetzt festgebannt werden sollten, schleuderten noch recht-

zeitig die Schlappen hinter sich, und es gelang ihnen, barfuß zu entfliehen. So war der Zauber durch einen Gegenzauber gebrochen. —

In einem Orte des schönen Schwabenlandes lebte einst ein Brüderpaar, das von einer Spielleidenschaft ohnegleichen besessen war. Sie spielten sehr hoch, sehr leichtsinnig, und wenn auch alles verloren schien, ihre Taschen waren immer wieder gefüllt. Man dachte erst an Falschspiel, aber es konnte ihnen nichts nachgesagt werden. Die Quelle ihres Reichtums mußte irgendeinen geheimen Grund haben.

Einstmals waren die beiden Brüder über Land gefahren. Ein Bursche, von den anderen Mitspielenden wohl aufgefordert, machte sich ihre Abwesenheit zunutze und drang in das Haus ein. Er durchsuchte alles und kam zuletzt an ein Spind, öffnete die Türen, wühlte in den Kleidern, und da er auch hier nichts fand, wollte er den Schrank wieder zumachen. Aber wie er sich auch bemühte, es gelang ihm nicht. Er durchsuchte noch einmal, und als er vom Boden des Spindes verschiedene Kleidungsstücke weggeräumt hatte, entdeckte er einen Kasten. Er hob den Deckel auf und erblickte zu seinem Entsetzen einen Totenkopf, der von Geld umgeben war. Der Bursche eilte sofort zum Pfarramt und zeigte die Sache an. Mit Kreuz und Fahnen wurde der Schädel abgeholt und in geweihter Erde bestattet. Als die beiden Brüder nach Hause kamen, wurden sie sofort verhört. Sie gestanden dann, daß sie sich den Totenschädel auf dem Friedhofe geholt und unter gewissen Formeln in eine Kiste in ihr Spind gestellt hätten. Das sei die Ursache ihres Reichtums gewesen. Was aus den Spielern weiter geworden ist, wird nicht erzählt. Ihre Spielleidenschaft konnte sich jedenfalls nicht mehr austoben. —

Irgendwo im Schwabenlande gab es auch einmal

einen Kegelschützen, der ob seines meisterhaften Kegelns weit und breit berühmt war. Diese Berühmtheit aber verdankte er der geheimen Kunst, von der er Kenntnis hatte. Er besaß Kegelchen, die er sich aus kleinen Holzstücken geschnitzt hatte. Sie stammten von einem Galgen, an dem ein Verurteilter hing, und waren sogar während einer klaren Vollmondnacht geholt worden, um ihren Zweck auch wirklich zu erfüllen.

Ferner war es notwendig, daß die kleinen Kegel während einer Messe unter einem Altartuche versteckt lagen. Der berühmte Kegler hatte also alles getan, um des Erfolges gewiß zu sein. Wenn er zum Spiele ging, waren die Zauberkegelchen seine steten Begleiter. Kam er dann an die Reihe, so brauchte er vor jedem Schube nur in seine Tasche zu greifen und so viele Kegelchen in die Hand zu nehmen, wie er wollte, daß durch seine Kugel fielen. Ganz bestimmt wurde die Zahl auch gerufen. —

Der Zauberer.

Es gab einmal einen Wilderer, der war mit der schwarzen Kunst vertraut und besaß ein ganz merkwürdiges Hütlein. Wenn er dieses Hütlein aufsetzte, lief ihm alles Wild nach. Einmal hatte er sich mit dem Hute vor das Breiteloch gestellt, da kam ein wundervoller Zwölfender heraus und blieb vor ihm stehen. Er wollte ihn am Geweih packen und, wie er es gewöhnlich tat, lebendig nach Hause führen; da kam ihm zum Unglück der Müller entgegen, der auf dem Heimwege vom Markte war. Der sah, daß der Hirsch an jedem Haare einen Schweißtropfen hängen hatte. Der Müller war ganz entsetzt und rief laut aus: „Gelobt sei Jesus Christus!"

Im selben Augenblick krachte es, als sei ein Blitz in den nächsten Baum gefahren. Der Hirsch hatte sich losgerissen und sprang in die Tiefe des Waldes zurück, wo es auch krachte und splitterte, als sei ein Wirbelwind in ihm hängen geblieben. Der Wilderer aber stand ohne das Hütlein, es war verschwunden.

Erst am anderen Tage wagte sich der Müller in den Wald, um nachzusehen, was da alles geschehen sei. Wie erstaunte er aber, als er nicht ein Zweiglein geknickt fand. Da wußte er, daß alles Hexenwerk war.

Einmal war der Wilderer auch gezwungen, seine Schwarzkunst zu zeigen. Er war beim Wirt Selbherr in Beuren. Das muß dem Amtmann wohl verraten worden sein, denn mit einem Male kam dieser mit einer

Schar seiner Jäger, um ihn abzufassen. Eine Flucht war für den weitbekannten Wilderer nicht möglich; da zauberte er mitten in den Wirtshof eine hohe Mauer, die keiner zu besteigen wagte, aus Angst, der Zauberer könnte ihn dann herunterstürzen lassen. Das Gesinde kam erstaunt herbeigelaufen, sie befühlten und beklopften das Zauberwerk, es war wie aus wirklichem Stein gefügt. Jenseits dieser Mauer saß der Wilderer, indes seine Feinde tatenlos standen und warteten. Nach einigen Stunden zog der Amtmann mit seiner Schar wieder ab, und als er außer Sehweite war, verschwand die Mauer ebenso plötzlich, wie sie erschienen war.

Von Geistern der Erde und des Wassers

Der Wassermann.

Vor der Universitätsstadt Tübingen befindet sich eine Wiese, die seit alter Zeit schon als Spiel- und Festplatz benutzt wird. Des Sonntags war das Treiben besonders bunt, da fand sich die ganze Jugend zusammen und verlebte fröhliche Stunden.

Zu einer Zeit lebte ein gar sittsames und schönes Mädchen, das war von allen begehrt, es hieß überall nur das schöne Röschen. Die Jungfrau hatte eine liebliche Stimme, und wenn sie tanzte, dann schwebte sie förmlich über der Erde. Alle Menschen waren ihr gut, und selbst der Fremde, der sie zum ersten Male sah, fühlte sich zu ihr hingezogen und hatte seine Freude an dem liebenswürdigen und bescheidenen Wesen. Eitelkeit war ihr fremd, alle Huldigungen nahm sie als etwas Selbstverständliches hin, so daß ihr auch die anderen Mädchen nie böse sein konnten. Ihretwegen war auch noch nie Streit unter den Burschen entstanden; es konnte sich keiner rühmen, besonderer Gunst teilhaftig geworden zu sein.

Eines Sonntags war sie auch wieder auf dem Tanzplatze erschienen; sogleich wurde sie von den Burschen umdrängt, denn jeder wollte ihr erster Tänzer sein. Ihre Augen gingen prüfend von einem zum andern, dabei blieben sie auf dem Antlitz eines feingekleideten Mannes haften, den sie noch nie gesehen hatte. Seine Augen schimmerten in einem Glanze, der sie berauschte. Sie konnte nicht anders, sie schritt auf ihn zu und reichte ihm die

Hand. Da war es wohl das erstemal, daß die Burschen unmutig über Schönröschens Wahl waren. Sie hatten nicht gedacht, daß das gefeierte Mädchen einem Fremden die Hand zum ersten Tanze reichen würde.

Es war ein Tanzen, wie es das Mädchen noch nicht erlebt hatte. Der Fremde wirbelte sie im Kreise herum, die übrigen Paare wichen scheu beiseite, um den beiden Platz zu machen. Röschen hätte gerne geruht, aber ihr Tänzer ließ ihr keine Zeit. Er tanzte aus dem allgemeinen Kreise hinaus, und von da an verlor der erst so schöne Fremdling sein Menschliches. Aus seinem Körper wich die Wärme; die Hand, die das Mädchen umschlungen hielt, wurde kälter und kälter, das Antlitz begann in grünem Glanze zu schimmern, und die Augen brannten düster und schreckensvoll.

Schön-Röschen versuchte zu schreien; sie konnte nicht, die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Der Fremde wirbelte mit ihr weiter, dem Neckar entgegen, und an seinem Ufer angelangt, fielen die vornehmen Kleider von ihm ab, und sie erkannte entsetzt, daß sie den Wassermann erwählt hatte. Alle Reue Schön-Röschens war umsonst, der unheimliche Geselle packte sein Opfer, und mit einem Jubelschrei schwang er sich mit ihr in die Fluten. Hochauf spritzten die Wasser, und sogleich schlossen sie sich wieder über den beiden. Von dem Mädchen hat man nie wieder etwas gehört. Einige der jungen Leute waren dem Paare nachgesprungen und wurden so zu Zeugen des furchtbaren Schauspiels.



Der Ungeheuerbrunnen.

Es gibt einen Brunnen, dessen Grund noch kein Senkblei erreicht hat. Er soll so tief sein wie das Meer an seiner tiefsten Stelle und soll auch mit ihm in Verbindung stehen. Er heißt der Ungeheuerbrunnen und liegt inmitten herrlicher Wiesen auf einer Hochebene zwischen Steinbach und Hessenthal.

Aus diesem Brunnen stiegen vor langer, langer Zeit Meerfrauen und waren gar freundlich zu den Menschen. In der Nacht erschienen sie und mähten das Gras, so daß die Mägde, wenn sie früh an ihre Arbeit wollten, schon alles bereitet fanden. Sogar in die Spinnstuben kamen sie, lachten, tanzten und sangen, daß die Spinnräder sausten und das Garn sich wie von selbst spann. Aber sobald die Kirchenuhr anhub, die Mitternachtsstunde zu verkünden, da mußten die Meerfrauen verschwinden. Beim letzten Schlag durfte keine mehr auf der Erde sein.

Einmal kamen törichte Burschen auf den Gedanken, die Uhr zurückzustellen, damit die Meerfrauen die Zeit übersehen sollten und vielleicht gezwungen wären, immer zu bleiben. Die jungen Leute hatten aber nicht bedacht, daß die Natur sich nicht irren läßt. Während die Meerfrauen voller Lust noch in der Spinnstube saßen, riß ein Windstoß das Fenster auf, und scharf tönten die Mitternachtsschläge der großen Glocke von Comburg in den Raum. Entsetzt sprangen die Frauen auf, und im Scheiden riefen sie noch: „Wir können nie mehr wiederkommen, wir müs-

sen ewig im Abgrund des Meeres verbannt sein." Wirklich kamen die freundlichen Helferinnen nicht mehr.

Von dieser Zeit an ist es in Hessenthal Sitte, nach dem Mitternachtsschlag nicht aufzubleiben, damit es einem nicht wie den Meerfrauen ergehe. Auch die Spinnstube dauert nicht länger. Wer es nicht glaubt, der fahre nach Hessenthal und erkundige sich.

Das Kloster im See.

Zwischen Wachendorf und Trilfingen befindet sich ein See, auf dessen Grunde ein Kloster liegen soll. Wann dieses Kloster untergegangen ist und warum, das wird nicht erzählt. Aber in dem Kloster soll noch genau dasselbe Leben herrschen wie einstmals, als es auf der Erde stand. Wer in der heiligen Nacht um zwölf Uhr den Mut hat, den Kopf ins Wasser zu stecken, der hört den herrlichen Gesang der Klosterfrauen.

Vielleicht mag die allzu große Weltlichkeit der Klosterfrauen schuld am Untergange ihrer Heimat gewesen sein, denn in früheren Zeiten kamen regelmäßig drei Nonnen zum Tanz nach Trilfingen. Einstmals waren auch hier die ledigen Burschen neugierig und wollten wissen, woher die Frauen kämen, die mit großer Leidenschaft sich dem Tanze hingaben, aber nie ein Wort sprachen.

Als die Nonnen gingen, schlichen einige der jungen Männer beherzt nach und sahen zu ihrem Entsetzen, wie sie zum See eilten und in ihm verschwanden. Seit dieser Nacht kamen die Frauen nicht mehr.

Die Wasserfräulein.

Wunderbar ist die Landschaft um Beuron. Zwischen hohen Felsenufern rauscht die Donau dahin, und herrliche Wälder begleiten den Strom. An irgendeiner Stelle in dieser Gegend war es, da stiegen vordem drei Wasserfräulein während jeder Nacht zur selben Stunde, solange zunehmender Mond war, aus dem Wasser empor. Sie tanzten und waren gar vertraut mit den Einwohnern des Ortes. Wenn die Uhr im Orte eins schlug, hörten sie auf mit ihrem Tanze, schwebten zur Donau hinab und verschwanden im Wasser. Diese geheimnisvollen Wesen, man nannte sie die Wasserfräulein, waren seit langer Zeit bekannt. Als die ältesten Leute des Ortes noch jung waren, lebten die Bewohner schon in Eintracht mit den Mädchen. Sie wurden immer sehnsüchtig erwartet, aber früher hatte keiner daran gedacht, die Wasserfräulein als irdische Wesen zu sehen.

Nun waren aber damals einige Burschen im Orte, die hegten solche Gedanken; denn sie liebten die geheimnisvollen Tänzerinnen. Gerne hätten sie die Mädchen an sich gefesselt; sie dachten hin und her, wie sie es bewerkstelligen könnten, den Zauber von den Fräulein zu nehmen; sie fanden kein Mittel. Die Nächte der abnehmenden Monde und die Zeit der Neumonde mußten die Burschen immer wieder ertragen, so schwer es ihnen auch wurde. Unendlich lang kamen ihnen diese Wochen vor; dagegen schienen sich die Nächte unheimlich schnell aneinander zu

reihen, um den Mond zu runden. Mit Schrecken beobachteten es die armen Sehnsüchtigen und dachten schon wieder an die langsam dahinschleichende Zeit des Dunklerwerdens. Die Arbeit ward ihnen sauer, der Gedanke verfolgte sie überall, wie die Erscheinungen zu irdischen Wesen werden könnten. Einer der Burschen glaubte endlich das rechte Mittel gefunden zu haben; er teilte es seinen Genossen mit, und diese waren sofort damit einverstanden: die Zeiger an der Kirchenuhr zurückzudrehen. Er hoffte, infolge der Verspätung würden die Wasserfräulein ihr Anrecht auf das Geisterreich verlieren. Der junge Tor brachte es wirklich fertig, die Uhr eine ganze Stunde zurückzustellen.

Es war eine etwas kühle, stürmische Nacht. Wolken jagten über den Mond, die Landschaft bald aufhellend, bald in fahlen Schein hüllend. Die Mädchen kamen, sie mischten sich tanzend unter die Bewohner des Ortes, unterdes standen die drei Burschen herzklopfend abseits und warteten des Augenblicks der Verwandlung. Sofort wollte sich jeder von ihnen eins der Mädchen ergreifen und als die Seine mit sich führen.

Die Glocke der Heimatkirche hatte elf Uhr geschlagen, es war in Wirklichkeit zwölf. Ausgelassene Fröhlichkeit herrschte auf der Wiese, je mehr die nächste Stunde vorschritt, um so aufgeregter tanzten die Mädchen. Sie kamen auf die Burschen zu, die sonst nicht versäumten, sich mit ihnen im Reigen zu schwingen, zwangen die Widerstrebenden, denen die Angst das Herz zu sprengen drohte, in den Kreis hinein; denn von Minute zu Minute wurde der Tanz wilder und wilder, wie er noch niemals war. Sie rasten förmlich mit den Burschen umher, alle übrigen hatten zu tanzen aufgehört und sahen entsetzt dem tollen Wirbeln zu. Da schlug die Glocke im Orte zwölfmal; im selben Augenblick fuhr ein kalter, furcht-

barer Windstoß daher, daß alles bebend zusammenfuhr, und aus ihm klang's dröhnend: eins. Die Wasserfräulein schrien auf, es schien, als hätte sie der Sturm ergriffen und zum Wasser getrieben. Die Burschen folgten nach, doch als sie ans Ufer kamen, waren die Mädchen schon verschwunden. Nur die Stelle war zu sehen, wo die Geister versunken waren, sie war blutigrot. Seit dieser Nacht sind die Wasserfräulein nie mehr zum Tanze erschienen.

Die Waschfräulein.

In Untermarchtal befindet sich ein Waschhaus, neben dem ein großer Brunnen liegt. Die Waschfrauen hören heute noch gerne von den Wasserweiblin erzählen, die vor langer Zeit während jeder Nacht erschienen und die Wäsche wuschen, so daß sie den Frauen, wenn sie frühmorgens ankamen, förmlich entgegenleuchtete. Was für ein Glück muß das sein, morgens zur sauberen Wäsche zu kommen und nur noch das Aufhängegeschäft besorgen zu müssen! Die Wäscherinnen traten dann wohl zum Brunnen und riefen hinunter: „Wasserweiblin, kommt, kommt herauf, seid wieder unsre Waschfräulein! Wir wollen euch auch ganz bestimmt in Ruhe lassen!"

Es lebte nämlich einmal eine Bäuerin, die plagte die Neugierde gar zu sehr. Sie hatte keine Ruhe mehr, sie mußte die freundlichen Helferinnen sehen, die so schwere Arbeit auf sich nahmen. Während einer Nacht blieb sie auf und hatte auch Glück, die Waschfräulein zu erblicken. Sie waren ganz nackt.

Die Frau hatte Mitleid mit ihnen, sie wollte sich in ihrer Unschuld auch dankbar erzeigen und legte in der nächsten Nacht drei Hemdchen und drei Kleider zurecht. Als die Brunnengeister nun erschienen, merkten sie, daß sie belauscht worden waren; sie seufzten tief auf und verschwanden, ohne etwas angerührt zu haben. Am nächsten Morgen war großes Klagen; die Wäsche war nicht gewaschen, aber auch die Hemdchen und Kleider lagen noch da. Seit dieser Zeit müssen die Waschfrauen alle Arbeit wieder selbst besorgen.

Der Entenwigk zu Sachsenheim.

Das Geschlecht derer von Sachsenheim hatte in seinem Stammschlosse gleichen Namens einen Hauskobold, der sich Entenwigk nannte. Viele Geschlechter hindurch war er der Familie bereits treu verbunden, alles Leid, alle Freude hatte er mit den einzelnen Gliedern getragen und war daher bei allen beliebt. Wie der Kobold aussah, das konnte niemand sagen, er hatte sich noch nie in seiner wahren Gestalt gezeigt. Aber an seiner Stimme erkannte man ihn, und sie war nicht lauter als das Piep eines Vögleins. Zu einem Vorfahren soll er sich einmal geäußert haben, er gehöre zur Schar der aus dem Himmel verstoßenen Engel, er habe sich aber nicht so arg versündigt, daß er zur tiefsten Verdammnis hinabgestürzt worden sei. Tausend Jahre sei er in den Grund eines Schilfrohres eingesperrt gewesen, das am Rande eines Sumpfes stand. Er habe getreulich darin ausgehalten und der Stunde der Befreiung gewartet.

Als der Edle von Sachsenheim den Kobold dann weiter befragte, wie er aus seinem engen Gefängnis erlöst worden sei, erzählte er, daß ein Sachsenheim auf einem Kriegszuge sich befunden habe, der sei mit seinen Mannen auch an den Sumpf gekommen, und verschiedene der Kriegsgesellen hätten sich da die Rohre mit den braunen Blüten abgeschnitten. Der Diener Sachsenheims aber, der das Rohr besonders lang haben wollte, habe sich

niedergebeugt und es ganz tief unten abgeschnitten, so daß er, der Kobold, mit in die Hände des Mannes gekommen sei. Er habe sich bemerkbar gemacht, der Diener ritt sofort zu seinem Herrn und teilte ihm erschreckt das Erlebnis mit. Der Kobold bot dem Herrn von Sachsenheim seine Dienste an und sagte ihm, er brauche es nie zu bereuen, ihn mit sich genommen zu haben; er wolle alles tun, was ihm befohlen werde, und seien es die niedrigsten Dienste. Solange sein Haus ihn bei sich dulde, würde das Geschlecht blühen, allen Schaden würde er fernhalten, insbesondere alles vor der Gewalt des Feuers behüten.

Der Herr von Sachsenheim hat darauf seinem Diener den Befehl gegeben, den Kobold sorglich zu hüten und ihn sicher nach Sachsenheim zu bringen. Die Chronik meldet, daß der Kobold bereits während der Reise die besten Dienste geleistet habe, er habe seinen Herrn vor Unheil gewarnt und bei wichtigen Entscheidungen guten Rat gegeben.

So unscheinbar der Entenwigk war, er konnte doch auch Beschwerde verursachen, von der der Diener ein Liedlein zu singen wußte. Gewöhnlich saß der Kobold auf dem Pferde hinter dem Diener, Rücken an Rücken gelehnt, was diesem als große Wohltat erschien, da es ihm vorkam, als lehne er seinen Rücken an einen sehr bequemen Stuhl. Aber manchmal wurde es auch anders, da drückte der Kobold auf den Rücken des Dieners, daß er glaubte, einen Eisenklotz auf sich liegen zu haben. Besonders gerne tat dies der Entenwigk, wenn es im Sonnenbrande bergauf ging. Anfänglich fluchte der Diener; aber je mehr er fluchte, um so mehr lastete der Kobold, daß der Belastete fast mit der Nase auf dem Halse seines Tieres lag. Die anderen Männer lachten ihn dann aus und meinten, er habe wohl zu tief in den Becher

seines Herrn geguckt. Der Diener gewöhnte sich das Fluchen nach und nach ab, der Kobold sein Belasten, die Reise ging in jeder Beziehung glücklich zu Ende, der Entenwigk hielt seinen Einzug auf Schloß Sachsenheim.

Die Familie hatte es nie zu bereuen, daß ihr Vorfahre den geheimnisvollen Gast bei sich aufgenommen hatte. Er war der Diener aller, vom Herrn und seiner Gattin angefangen, bis zum einfältigsten Küchenjungen. Es wagte keiner, dem Geiste etwas zuleide zu tun. Wer von ihm nichts wußte, der war aufs ärgste erschreckt, wenn Gegenstände angeschwebt kamen, da ja der Entenwigk unsichtbar war. Wenn er irgendwo eintrat, gab er einen bestimmten Ton von sich, und seine Gegenwart ward nach längerer Zeit auch im Raume dadurch bemerkbar, daß die Luft sich schwerer atmete. So waren Geschlechter aufgetaucht und vergangen, wie viele, das konnte niemand mehr sagen. Der Entenwigk aber war immer derselbe geblieben, für ihn hatten die Jahre keine Bedeutung.

Ein Bernhard von Sachsenheim lag eines Tages krank auf seinem Lager und dachte in seiner Muße über mancherlei Geschäfte nach, die in nächster Zeit zu erledigen waren. Der Geist trat in seine Kammer, sie besprachen alles miteinander, und während dieses Gespräches kam dem Edelmann zum Bewußtsein, wie furchtbar es doch sei, daß noch niemand den Wohltäter der Familie gesehen habe. Nachdem die Geschäfte alle erledigt waren, bat Bernhard von Sachsenheim den Entenwigk, er möchte sich doch einmal in seiner Gestalt sehen lassen. Der Kobold lehnte diese Bitte jedoch ab und bemerkte, der Herr würde sich aufs äußerste entsetzen, wenn er ihn sähe, denn seine Gestalt sei gar häßlich und über die Maßen schreckenerregend. Der Ritter meinte darauf, ein Geist, der seit vielen, vielen Geschlechtern Gutes getan habe, könne

nicht böse aussehen. Der Entenwigk antwortete: „Als ich aus dem Himmel verstoßen wurde und auf der Erde ankam, da war aus dem Engel ein so widerliches Ungeheuer geworden, daß jeder vor Schrecken gestorben wäre, der mich damals hätte sehen können. Ich ward in das Schilfrohr gebannt, und durch die tausend Jahre, die ich in Geduld ausgeharrt habe, habe ich bereits einen großen Teil meiner Häßlichkeit abgebüßt, wiederum etwas, seit ich im Hause der Sachsenheims weile, und wenn die Familie mich weiter duldet, dann hoffe ich alles Häßliche abzustreifen, um endlich wieder in meiner einstigen Schönheit in meine Heimat zurückzukehren.“ Auf diese Worte hin begehrte der Ritter erst recht, den Entenwigk sehen zu wollen. Nach langem Bitten des Herrn bemerkte er endlich, daß er nur einen Teil wolle sichtbar werden lassen, zum Zeichen, daß er gerne die Bitte seines Wohltäters erfüllen möchte. Er zweifelte nicht daran, der Ritter würde nie mehr danach verlangen, auch nur eine Fingerspitze zu sehen.

Es herrschte eine Weile Schweigen im Raume. Mit einem Male schien es dem Ritter, als dringe aus der Decke seines Bettes eine Hand empor. Krallenartige Fingerspitzen wuchsen hervor, lange, dünne Finger, eine lange Hand, ein Gelenk und ein Vorderarm. Aber das Ganze sah aus, als bestünde es aus grünlichem Eiter. Die Nägel und Krallen waren blau, und alles war mit schwarzen Pünktchen übersät. Dem Ritter ward fast übel bei diesem Anblick, er schloß die Augen. Als er sie wieder öffnete, war die Hand verschwunden, und der Entenwigk sagte: „Ich wußte, daß dich mein Anblick so entsetzen würde. Begehre niemals mehr, mich zu schauen!“

Die Familie hielt den Hauskobold hoch in Ehren; aber die Gäste des Schlosses fühlten sich nicht recht wohl im Bewußtsein, einen unsichtbaren Gast in der Nähe zu

wissen. Immer wieder drangen sie in Bernhard von Sachsenheim, den Hauskobold bannen zu lassen, es könne doch nicht mit rechten Dingen zugehen. Rücksichtslos lehnte der Ritter ein solches Ansinnen ab; aber man bohrte weiter, denn die Zeit des großen Wahns war gekommen. Man beschuldigte den Ritter, mit Geistern in Verbindung zu stehen; der Bann winkte auch ihm, und damit war das Schicksal des Entenwigk besiegelt. Der Ritter teilte ihm alles mit, und der Geist erklärte, daß er einer Beschwörung nicht widerstehen könne, da die Verdammnis in ihm noch die Übermacht habe. Aber er erinnerte ihn daran, daß sein Geschlecht so lange blühen würde, als man ihn im Hause dulde. Das möge ihm doch genug gesagt sein. Der Ritter meinte, die Macht Gottes sei doch stärker. Der Geist rief aus, und seine Stimme wuchs mit einem Male: „Gott hat mich verdammt, er hat mir aber auch den Weg gewiesen, wie ich erlöst werden kann. Die Menschen sind verblendet, sie sind nicht Werkzeuge Gottes, wenn sie mich verbannen, sie sind nur bösem Wahn ergeben. So scheide ich denn in dem Augenblick, da Weihrauch und Weihwasser gegen mich wüten. Dann nehme ich auch das Glück deines Hauses mit mir, ich kann es nicht ändern."

Das war das letzte Mal, daß die Stimme des Entenwigk im Hause ertönte. Am nächsten Morgen kam eine Prozession, die zog durch das ganze Haus, durch alle zum Schlosse gehörenden Gebäude, über alle Fluren, so daß dem Entenwigk kein Fleckchen blieb; er ward vertrieben, und mit einem lauten Geheul entschwand er endlich, daß allen Bewohnern des Schlosses das Blut in den Adern erstarrte. Nicht lange danach brach im Hauptbau des Schlosses ein Feuer aus, das es bis auf den Grund zerstörte. Man sagte, der Entenwigk sei es gewesen. Aber es weiß niemand. Auch mit dem Glücke der

Familie war es vorbei. Die Seuchen, die sonst an diesem Gebiete vorüberzogen, ohne Opfer zu fordern, holten nun ein Glied nach dem andern, und es währte nicht lange, da war der letzte derer von Sachsenheim tot.

Das Erdmännlein in Stuttgart.

Herzog Ulrich von Württemberg hatte einmal einen Schuhmacher, der hieß Kinspach. Dessen Hausfrau hatte ein Kindlein bekommen und lag noch im Wochenbett. Eines Tages nun war die Frau allein im Hause, still lag sie in der Kammer und blickte andächtig in die Wiege an ihrem Bett, in der das kleine Wunder lag. Auf einmal schrak sie aus ihrem Träumen auf, sie blickte nach der Türe, die sich geöffnet hatte, und herein trat ein kleines, braunes Männlein, das trug einen Kessel auf dem Kopfe. Das Männlein trat an das Bett der Frau und sagte ihr, diesen kupfernen Kessel mit allem, was darin sei, schenke ihr der Meister als Gabe für das neugeborene Kindlein. Die Frau war aber über das Erscheinen des Erdmännleins so erschrocken, daß sie laut aufschrie und das geheimnisvolle Wesen von sich wies. Das Erdmännlein war über das Schreien sehr erzürnt und sprach: „Wohlan, Frau, wenn Ihr die Geschenke meines Meisters nicht zu würdigen versteht, dann trage ich sie wieder fort!“ Damit wandte sich das Männchen um und ging den Weg zurück, den es gekommen.

Die Frau war so entsetzt und voll Angst, daß sie nicht einmal in den Kessel hineingesehen hatte. Ihr Mann und die Nachbarn fragten sie danach, als sie ihnen von der Erscheinung des Männleins erzählte. Sie meinten alle, sicherlich sei viel Geld in dem Kessel gewesen, oder auch,

er habe eine besondere Tugend an sich gehabt. Jedenfalls machten sie die Frau sehr unglücklich, daß sie so töricht gewesen und sich vor einem Männlein gefürchtet habe, das ihrem Kindlein ein Geschenk habe bringen wollen.

Der Hansel.

In einem Pfarrhause im Schwabenlande befand sich auch einmal ein Geist, der aber, wie es sich in diesem Falle geziemt, sehr harmlos war. Er führte den Namen „der Hansel“. Seine Harmlosigkeit ging aber nur bis zu einer gewissen Grenze. Wurde sie überschritten, dann konnte sich der Hansel auch als böser Hans zeigen. Die Mägde, die im Pfarrhause dienten, mußten dies einmal ganz besonders fühlen.

Der Pfarrer war mit seiner Familie über Land, und die Mägde, allein im Hause, trieben bis spät in die Nacht hinein mancherlei Unfug. Als es Mitternacht war, hörten sie die bekannten Geräusche, die der Hansel verursachte. Da kam eines der Mädchen auf den ganz dummen Gedanken, auf Hansels Gesundheit zu trinken. Die anderen waren, wenn ihnen auch nicht recht geheuer dabei zumute war, damit einverstanden, gossen die Gläser voll, standen auf, hielten sie lachend in die Richtung, aus der Hansels Geräusche kamen und riefen: „Auf deine Gesundheit, Hansel!“

Sie brachten aber nicht das Glas an den Mund. Kaum hatten sie die Worte gesprochen, da verlöschte das Licht, und klatsch — klatsch — klatsch — hatte jede Magd eine Ohrfeige sitzen, daß es ihnen war, als sprühte ein Glühwürmchenheer aus den Augen. Die Gläser zerschellten am Fußboden, und laut schreiend suchten sie sich zur Türe zu tasten. Die Beherzteste suchte das Feuerzeug und

schlug Licht, und da errötete eine vor der anderen gar mächtig, denn die linke Backe jeder Magd war dunkelrot von der Hand Hansels gezeichnet. So dunkelrot war das Zeichen, daß es die Schamröte überleuchtete.

Es war gut, daß der Pfarrer auch noch den nächsten Tag fortblieb, denn die Hand war immer noch sichtbar, so daß sich die Mägde still im Hause verhielten und fleißig ihre Arbeit verrichteten.

Am nächsten Abend saßen sie dann strickend beisammen und versprachen sich gegenseitig, nie mehr den Hansel zu ärgern. In diesem Augenblick war der letzte Rest des Zeichens verschwunden, und bald darauf kehrte auch der Pfarrer mit den Seinen zurück, denen sie den Vorfall erzählten.

Der Kobold zu Sachsenheim.

Im alten Schlosse zu Sachsenheim war vor vielen Jahrhunderten ein guter Geist tätig. Er diente zwei alten Leuten, die wahrhaft fromm, freigebig und freundlich gegen alle Menschen waren. Im Dienste des Ehepaares stand eine Magd, die mit ihnen alt und grau geworden war. Der Geist im Schlosse war klein, hatte feurig blitzende Augen und hauste im Keller. Sein Hauptvergnügen war es, an die Fässer zu pochen, weshalb man den Kobold auch Meister Klopferle nannte. Dieser kleine Mann tat aber nicht geheimnisvoll, er kam untertags hervor aus seinem Keller, spielte mit den Kindern im Schloßhofe und half im Hause, wenn es besonders viel zu tun gab. Den alten Leuten war er besonders zugetan. Ihnen und der alten Magd nahm er alle Arbeit ab. Zuweilen geschah es sogar, daß er Braten und Wein brachte, wohl auch einige Goldstücke unter die Schüsseln legte. Die Leute brauchten nicht mehr viel Schlaf, lange saßen sie während der Herbst- und Winterabende auf und lauschten den Stürmen, die sie schon so oft um das Haus hatten toben hören. Es war still in ihrem Zimmer, sie rückten nur eng an den Kamin und träumten in die wärmende Glut hinein, wenn sie es müde waren, hinauszuhorchen. Was hatten sie erlebt an Glück und Leid! Während sie in solchen Träumen um das Feuer saßen, geschah es dann oft, daß still der Kobold eintrat, sich auf den Fußboden dicht an den Kamin setzte, daß er fast von



der Glut erfaßt schien, und von uralten Geschehnissen erzählte, die sich an dies Haus und die Gegend knüpften. Was wurde da alles durch den kleinen Gesellen lebendig! Vergessen war das Unwetter, das draußen tobte, sie lebten mit Menschen, die einstmals waren, lebten und litten, wie sie es zur Genüge getan hatten. In die graue Vorzeit reichten die Wurzeln seiner Erzählungen zurück, Glied reihte sich an Glied bis zum gegenwärtigen Tage. Wie verständlich und auch selbstverständlich war die Liebe der Alten zu dem Geiste des Hauses. Gerne wurde ihm an Festtagen der gewohnte Tribut in den Keller gebracht, der aus einem Teller bestand, auf dem das Beste vom Gebratenen und Gebackenen lag. Manchmal spendete er ein Goldstück für die Gabe, sehr oft auch nichts, aber das nahm dem Kleinen niemand übel, er erhielt das, was er zu bekommen hatte, mit derselben Freundlichkeit und Liebe immer wieder.

Die Alten waren noch mit diesem freundlichen Wesen eng verbunden. Die neuen Geschlechter waren ihnen schon entfremdet, sie hatten nur Sinn für die Schätze der Geister. Das ward auch offenbar, nachdem die beiden Alten gleichzeitig aus dem Leben geschieden waren. Ein geiziger Neffe erbte das alte Schloß, und seine erste Tat war, die Magd zu zwingen, in den Keller zu gehen und den Kobold zu veranlassen, daß er seine Schätze herausgäbe. Der Magd war es furchtbar, dieses Ansinnen an das geliebte Klopferle zu stellen. Sie bat ihn demütig um Verzeihung; aber sie sei doch nur die Magd und der neue Besitzer der Herr. Sie erfülle nur seinen Befehl. Der Kobold lächelte ihr freundlich entgegen und ließ dem Herrn sagen, daß er diesen Wunsch nicht noch einmal aussprechen solle. Nachdem der neue Besitzer diese Nachricht gehört hatte, stieg er in den Keller hinunter, blieb aber an der Türe stehen und ließ eine Flut von Schimpf-

worten in das Dunkel hinein ertönen. Er, der Geizhals, nannte den Kobold einen Geizkragen, einen Filz, floh aber sofort entsetzt, als er nur die beiden grünlichen Augen funkeln sah. Zum dritten Male sandte der Betörte die Magd hinunter und ließ dem Klopferle sagen, wenn er nicht sofort sämtliche Schätze herausgäbe, würde er aus dem Schlosse gebannt werden. Als Antwort ertönte nur ein furchtbares Hohnlachen, das wie ein Echo lange im Keller umherirrte. Die Magd floh und berichtete ihrem Herrn den Erfolg seiner Botschaft. Während der folgenden Nächte war es toll im Keller. Das ganze Haus bebte, so flogen die Fässer an den Wänden umher, dabei klopfte es, als seien hundert Böttcher beim Daubenschlagen.

Beherzt stieg die Magd hinunter, wie erstaunte sie aber, als sie bei ihrem Eintritt alles ruhig fand. Auf dem größten Fasse saß der kleine Mann rittlings und blinzelte die Bekannte aus seinen grünlichen Augen vertraut an. Kaum war sie wieder oben, da fing der Tanz von neuem an, daß kein Mensch ein Auge schließen konnte. Jeder andere, der hinunter kam, floh entsetzt, wenn ihn der Kobold mit gesträubten Haaren anglotzte. Das Toben hörte nicht auf. In seinen Grundfesten mußte das uralte Bauwerk erschüttert sein, und als letztes Mittel versuchte man den Bann. Ein Pfarrer wurde geholt, der versuchte einfache Beschwörungen, Weihrauchwolken strömten in den Keller hinein, mit Weihwasser wurde alles besprengt, es half nichts. Dem Kobold tat das nichts. Immer stärkere Beschwörungen nahm der Pfarrer vor, das Klopferle lachte nur, es zog sich in die finsterste Ecke zurück, ließ seine Augen funkeln und saß rittlings auf einem Fasse, mit den Füßen trampelnd.

Eines Tages aber kam eine ganze Prozession in den Keller. Diesmal hallten die Wände vom Singen und

Beten, Weihrauchkessel wurden geschwungen, und Weihwasser regnete überall umher. Da wurde der Kobold zu einem Feuerdämon, er stand auf einem Fasse, zischend ließ er seine Arme kreisen. Im selben Augenblicke sprangen aus allen Fässern im Keller Flammen und hüllten alles ein. Das ganze Schloß wurde vom Feuer vernichtet, und auf einem Fasse über der Glut schwebte der Kobold, einen Zweig im Munde haltend, an dem sich ein Blatt und drei Eicheln befanden. Wenige Augenblicke später war er verschwunden und ward nie mehr gesehen. Auch von seinen Schätzen hat kein Mensch etwas erfahren. Sie liegen vergraben, versunken. Wie der Bann zu lösen ist, mit dem das Klopferle seine Schätze belegt hat, das ist auch nicht bekannt.

Von Schätzen

Der Schatz im Höllenloch.

Vor vielen Jahren kam ein fremder Mann auf die rauhe Alp, von dem wird erzählt, daß er so weise gewesen sei, wie man noch keinen weit und breit kennengelernt habe. Tag und Nacht lief er mit einer Wünschelrute umher; wo er glaubte, daß sie ein Zeichen gegeben habe, beschrieb er geheimnisvolle Kreise, setzte sich hinein, sprach seltsame Zauberformeln und machte auch sonderbare Zeichen dabei. Nach langem Suchen entdeckte er endlich eine Stelle, die die gewünschten Antworten auf sein geheimnisvolles Gebaren gab. Da fing er an zu graben und fand einen ungeheuren Schatz, der aber verflucht war. Der Teufel ließ es jedoch zu, daß der Fremde mit den Schätzen fortzog; er wußte, der Löser des Bannes würde wiederkehren; denn was dem Teufel gehört, das entgeht ihm nicht.

Der Mann zog mit dem Schatze fort, in die Welt hinaus, er lebte und ließ seinen Lüsten freien Lauf. Von seiner einst gerühmten Weisheit war nichts zu merken; er schien sie sich nur angeeignet zu haben, um Herr dieses Schatzes zu werden. Von seinem Reichtum machte er einen sehr unweisen Gebrauch. Das Gold rollte, und er tollte weiter, aber Genügen fand er nicht. Immer weiter trieb es ihn, in den wildesten Strudel des Lebens stürzte er sich; aber wo er auch war, er fühlte sich verloren, ohne Halt und Stütze schwebend.

Es kam der Tag, da war vom Schatze nichts mehr

übrig. Der Weise selbst war alt, krank, gebrechlich, und das Feuer seines Geistes war verbraucht. So erschien der Greis eines Tages wieder auf der rauhen Alp und suchte die Stelle, die ihm einst den Schatz beschert hatte. Eines Mitternachts, es war vom Freitag zum Sonnabend, da hörte ein Schäfer, der mit seiner Herde in der Nähe in der Hürde weilte, ein entsetzliches, jammervolles Geschrei. Er sah, wie aus der Erde Flammen sprühten, darauf ertönte ein furchtbarer Donnerschlag, und ihm folgte angsterweckende Stille.

Als der Tag erwachte, nahm der Schäfer ein Kreuz und Weihwasser mit sich und begab sich an die Stelle, wo er das Feuer gesehen hatte. Da sah er die Erde auseinandergerissen, und ein Loch war entstanden, dessen Grund nicht zu erkennen war. Er warf Steine hinab, um an dem Fall die Tiefe ermessen zu können, allein er konnte es nicht. Er hörte sie wohl eine Weile von Fels zu Fels springen, aber ihr letztes Auffallen vernahm er nicht. Der Fremde blieb verschwunden, der Teufel hatte sich sein Opfer geholt, und das Loch hieß von dieser Zeit an das Höllenloch.

Jahre um Jahre vergingen; aber die Erinnerung an diese Begebenheit verblaßte nicht. Im allgemeinen wurde die Stelle gemieden. Es hieß, zu gewissen Zeiten seien seltsame Töne aus der Tiefe zu hören. Eines Tages waren Buben aus Feldstetten in der Nähe und ließen die Pferde grasen. Nach langem Hin und Her wagten sie sich auch ans Höllenloch und ließen Steine hinunterfallen. Sie horchten auf den Fall der Steine, und je größere sie wählten, um so deutlicher wurde es ihnen, daß sie auf Eisen aufprallten. Einer der Jungen aber, ein ziemlich wilder Geselle, meinte, es sei kein Eisen, das da unten liege, sondern eine Truhe, die sei ganz aus Eisen zusammengenietet und voller Gold. Der krumme Hannes,

der hier im Walde wohne, habe das ganz bestimmt feststellen können. Die Knaben hatten nun keine Ruhe mehr, das Gold hatte sie begehrlich gemacht. Den wilden Frieder hatte es besonders gepackt; er war es auch, der auf den Einfall kam, sich in das Loch hinunterzulassen. Da banden sie die Zäume der Pferde aneinander und ließen den Frieder ins Höllenloch hinunter. Nach einer Weile fühlten die Haltenden ein Schütteln, und sie zogen den Frieder schnell wieder herauf, der ganz erregt oben ankam. Er erzählte, es liege da unten eine große eiserne Truhe, auf der ein schwarzer Pudel mit feurigen Augen sitze. Je näher er der Truhe gekommen sei, um so mehr sei der Hund von ihr fortgerückt, und wenn der Strick lang genug gewesen wäre, daß er die Truhe hätte fassen können, dann wäre der Pudel sicher herabgesprungen und in ein Loch gestürzt, das sich neben dem Kasten befand. Der Schatz wäre dann bestimmt frei gewesen.

Am nächsten Tage kamen die Buben auf dieselbe Weide. Diesmal aber brachten sie Stricke mit, die nach der Meinung Frieders bis in die Hölle reichen mußten. Wie erstaunt aber waren sie, als sie kein Loch fanden, die Erde hatte sich geschlossen. Einige der Jungen bekamen Angst und rieten von jedem weiteren Unternehmen ab. „In Gottes Namen!“ rief nun der Frieder; allein auf diesen Ruf öffnete sich die Erde nicht und auch nicht auf den Ruf: „In keinem Namen!“ Als er aber schrie: „In Teufels Namen!“ da spaltete sich die Erde wieder, und dasselbe Loch ward sichtbar, wie es seit langem bekannt war. Schnell wurden die Stricke zusammengebunden und Frieder hinuntergelassen. Die Kameraden warteten oben, lange, lange, aber das verabredete Zeichen kam nicht. Sie wurden still und stiller, und als sie nun gar dumpfe Geräusche und leises Donnern aus der Tiefe aufsteigen hörten, da wurden sie von Entsetzen ergriffen und begannen

mit aller Macht zu ziehen. Sie waren der Meinung, die Last des Frieder hochziehen zu müssen und stemmten die Füße fest in die Erde. Aber sie fielen alle hin; denn das Seil zog sich so leicht, als hinge nichts an ihm. Zähneklappernd zogen sie und zogen, das Seil kam leer herauf, und das untere Ende war ganz verkohlt. Die Jungen ersahen daran, was ihrem Kameraden geschehen war. Sie banden die Stricke auseinander, zäumten die Pferde auf und ritten schweigend heimwärts. Seitdem wurde das Loch noch mehr gemieden als bisher.

Der Schatz im Burgstock bei Brannenweiler.

Die Hüterjungen von Brannenweiler zogen einst mit den Rossen auf den unbeackerten Fluren umher. Dabei kamen sie in die Nähe des Hofes Burgstock. Auf dem Hügel, auf dem einst eine Burg gestanden haben soll, entdeckten sie ein Loch. Da meinte einer, der Bescheid wußte, daß dieses Loch sicher in die geheimen Gewölbe der Burg führe, in denen große Schätze versteckt lägen. Sofort waren alle Gemüter entzündet, und sie verabredeten, die Pferdeleinen zusammenzubinden, damit einer nach dem andern hinuntergelassen werden könne, wenn der erste etwas gefunden habe. Sie verabredeten dann noch, daß der Hinabgelassene beim leisesten Schütteln hochgezogen werden sollte.

Zuerst wurde natürlich der hinunter gelassen, der die Vermutung ausgesprochen hatte, daß Schätze durch dieses Loch zu erlangen wären. Er kam auch im Gewölbe an. Da saß, unheimlich anzusehen, eine weibliche Gestalt dort mit brennendroten Haaren umd nähte. Ein Pudel mit feurigen Augen kauerte neben ihr, der fauchte, und lang hing ihm die Zunge zur Seite, und wenn ein Tropfen auf den Steinfußboden fiel, dann zischte es. Vor dem Hunde stand ein Trog, der war ganz mit Gold gefüllt. Der Junge ging, ohne erschreckt zu sein, an den Trog, füllte seine Kappe, eilte wieder an das Seil, schüttelte und wurde emporgezogen. Erstaunt wurde er empfan-

gen, umringt und befragt. Jeder wollte nun der nächste sein. Sie zählten ab; der nächste, der an die Reihe kam, wurde hinuntergelassen, aber bald schüttelte er wieder. Er brachte nur eine Hahnenfeder mit und sagte, er habe wohl die rothaarige Näherin und den Hund, aber keinen Trog mit Gold gesehen; nur ein Haufen Hahnenfedern lag umher, von dem habe er eine mitgenommen. Die meisten Jungen hatten nun keine Lust mehr, hinabzusteigen. Nur einer wollte durchaus noch hinunter. Die anderen taten, wie er verlangte. Dann warteten sie und warteten, aber das Seil rührte sich nicht. Sie zogen es herauf, ließen es wieder hinunter, mehrere Male, bis es Zeit ward, mit den Pferden nach Hause zu gehen. Am nächsten Tage eilten die Jungens wieder dorthin und ließen das Seil hinunter, aber der Mithüter blieb verschollen. Es hatte auch keiner den Mut, sich hinunterzulassen, um vielleicht etwas über das Schicksal des Verschwundenen zu erfahren.

Der Schatz im Schlosse Niedernau.

Sehnsüchtig mag mancher schon zu den Ruinen der alten Burg Niedernau emporgeblickt und im Geiste in einem Kellergewölbe den Schatz gesehen haben, von dem seit alten Zeiten erzählt wird. Er wird des Bauern gedacht haben, dem einmal die Möglichkeit gegeben war, den Schatz zu erwerben, der es aber in seiner Einfalt nicht verstand. Denn nur alle hundert Jahre einmal kann man die Kostbarkeiten erwerben. Wer weiß aber, wann die hundert Jahre vorüber sind? Vielleicht war es erst vor kurzem, aber kein Glücklicher ging vorüber, als der Schloßherr und die Schloßfrau, die einstigen Besitzer des Hauses, vorübergingen, um einen zu suchen, der sie zu erlösen vermöchte.

Der Bauer, von dem vorhin die Rede war, hatte das Glück, den beiden Schloßgeistern zu begegnen. Er war auf dem Nachhausewege, und die fremdartig vornehm gekleideten Menschen machten gleich einen unheimlichen Eindruck auf ihn. Sie redeten ihn an und baten ihn, er möchte doch mit ihnen hinauf auf das Schloß gehen, heute sei wieder der Tag, da sie erlöst werden könnten, sie seien glücklich, ihm begegnet zu sein, der ganze Schatz des Schlosses solle dann auch sein Eigen werden. Der Bauer erschrak über dieses Ansinnen und lehnte erst ab. Die beiden baten aber so inständig, insbesondere die Schloßfrau, deren Tränen ihn denn auch so rührten, daß er sich wenigstens acht Tage Bedenkzeit ausbat. Das

wurde ihm zugesagt. Er ging nach Hause, bereitete alles vor, als sollte er morgen sterben. Dann begab er sich hinauf zum Schloß. Als er in die verfallenen Räume eindrang und die Keller durchforschte, entdeckte er einen Raum, in dem eine riesige eiserne Truhe stand. Auf dieser lag ein Pudel, der heruntergehauen werden sollte. Der Bauer schlug los. Der Hund sprang jedoch im selben Augenblick auf, alle seine langen Haare sträubten sich und wurden zu Stacheln, die Funken sprühten; die Augen glühten, Geifer floß aus dem Maule, und ein so häßliches Gebell ertönte, daß der Bauer allen Mut verlor und nach Hause lief. Er kam so elend an, daß er sich sogleich hinlegen mußte. Sein Hauswesen hatte er nicht umsonst in Ordnung gebracht, er starb bald darauf.

Wenn ein Glücklicher wieder einmal vor die Aufgabe gestellt werden sollte, die Burgleute zu erlösen, dem sei verraten, daß man sich vor dem Wüten des Pudels nicht zu fürchten braucht. Nach dem zweiten Schlage, der dem Pudel versetzt wird, wird sein Fauchen, Geifern und Bellen geringer, nach dem dritten Schlage verschwindet er. Dann sind die Schloßgeister erlöst, die Truhe ist frei, der Deckel springt mit donnerähnlichem Getöse auf, und das kostbare Gut, seit Jahrhunderten menschlichem Auge verborgen, kann genommen werden. Aber wehe dem, der es nicht versteht, mit den Schätzen umzugehen! Auch er würde nach seinem Tode verwünscht sein, als Gespenst umzugehen und müßte warten, bis wieder einem die Erlösung gelingt.

Der Schatz im alten Schloß zu Erbstetten.

Der Pudel als Schatzbewacher spielt noch in vielen anderen Sagen Schwabens eine große Rolle. Im alten Schloß zu Erbstetten soll sich während jeder Nacht zwischen zwölf und eins ein Gewölbe öffnen, in dem eine große Geldkiste steht. Auf der Geldkiste sitzt ein rabenschwarzer Pudel mit giftig aussehenden Augen, die noch jeden bis jetzt so erschreckt haben, daß er es nicht wagte, an ihm vorbeizugehen. Es heißt nämlich, wer den Mut hat, mit einem Stänglein auf der Achsel an dem Pudel vorüberzugehen, dem würde er an das Stänglein den Schlüssel zur Geldkiste hängen, den er im Maule trägt. Aber wehe dem, der sich noch umsieht, die Kiste würde sofort sinken und nie wieder auftauchen. Erst dann, wenn der Empfänger des Schlüssels das Gewölbe verlassen hat, würde der Pudel verschwinden und die Kiste freigeben. Es hat aber noch keinen gegeben, der dem schrecklichen Giftblick des Pudels standgehalten hätte.

Das Krönlein des Froschkönigs.

Irgendwo im Schwäbischen ist ein Froschwasser, darinnen soll auch ein Froschkönig hausen, der auf seinem Kopfe eine wunderschöne, kostbare goldene Krone trägt. Wie ist es nun möglich, in den Besitz der goldenen Krone zu kommen? Man verschaffe sich eine Bockshaut und wandere nun von Froschwasser zu Froschwasser, und zwar erst im September. Man werfe die Bockshaut in das Wasser; aus dem Teiche, in dem der Froschkönig sich befindet, werden alsbald die Frösche alle aufsteigen und auf die Bockshaut klettern. Zuletzt wird auch der König nachfolgen. Sobald er die Bockshaut bestiegen hat, muß ein Pfeil auf ihn abgeschossen werden. Durchbohrt er den Froschkönig, dann wird der glückliche Schütze Besitzer des Krönleins. Aber wehe ihm, wenn er fehlt! Er muß, so schnell ihn seine Füße tragen können, aus dem Bereiche des Wassers zu kommen suchen, sonst ist es um ihn geschehen.

Der Schatz in Handschuchsheim.

In Handschuchsheim lebte vor langer Zeit ein armer Mann, der zwei Kinder hatte, in einem Häuslein, das war dem Einstürzen nahe. Er konnte aber niemals Mittel aufbringen, um auch nur das geringste ausbessern zu können. Was er selbst daran machte, das war genau dasselbe, als wollte ein Schneider auf einen durch und durch fadenscheinigen Rock ein fadenscheiniges Fleckchen aufsetzen.

Der Vater schlief in der Stube, die beiden Kinder in der Kammer. Eines Nachts, es mußte gerade Mitternacht gewesen sein, da tönte aus der Kammer ein furchtbares Krachen. Erschreckt stand der Vater auf, zündete ein Licht an und sah nach, was geschehen war. Da wäre er fast in die Tiefe gestürzt, denn der ganze Kammerboden war eingebrochen, ein Gewölbe hatte sich geöffnet, von dem er bis jetzt keine Ahnung gehabt hatte. Er rief angstvoll nach seinen Kindern, bekam aber keine Antwort. Da eilte er, um eine Leiter herbeizuholen, stieg hinunter und fand zum Glücke seine Kinder wohlbehalten in tiefem Schlaf. Vorsorglich trug er sie wieder hinauf und legte sie in sein Bett. Er selbst hatte aber keine Ruhe, er stieg noch einmal hinunter und untersuchte den neuentdeckten Raum genau. Aber er fand nichts weiter als zwei große Töpfe, die fest mit Leder verschlossen waren. Den einen öffnete er und leuchtete hinein. Alsbald fing sein Herz an, schneller zu schlagen,

daß er sich an die feuchte Mauer anlehnen mußte; denn aus dem Topfe blinkte es ihm golden entgegen. Er griff hinein und wühlte erregt in den schimmernden Dukaten. Der glückliche Mann nahm nun bestimmt an, daß sich in dem zweiten Topfe ebenfalls Dukaten befänden und ließ ihn daher uneröffnet stehen.

Er baute sich jetzt ein neues Haus, und als dieses fertig war, holte er aus dem alten Hause den noch verschlossenen Topf und schaffte ihn in den anderen Keller. Dort öffnete er ihn sofort; aber es war kein Gold darin. Ein scheußlicher Rauch stieg auf, der sich zu einem bösen Geiste verdichtete. Der trieb von da ab sein Unwesen, daß der arme Mann kein Glück im neuen Hause hatte.

Die drei Fräulein von Gramberg.

Die Familie von Gramberg hatte um die Mitte des 15. Jahrhunderts keine männlichen Nachkommen mehr. Die noch lebenden Männer waren teils Hagestolze, teils in geistlichem Stande, und nur einer war verheiratet. Der hatte drei Töchter, von denen eine blind war. Aber auch die beiden anderen waren nicht mit Reizen ausgestattet, die sie hätten begehrenswert erscheinen lassen. Das Geschlecht war welk und dem Untergange geweiht. Die letzten Männer setzten denn auch die ganze Herrschaft in Silber um und behielten nur den Gramberg als einziges Asyl. Sie starben alle, und am Ende war nur noch die Mutter mit den drei Töchtern übrig. Die zwei Gesunden waren hartherzig und gönnten der Blinden gar nichts. Die Mutter nur sorgte liebevoll für sie; aber auch sie war schon alt, und es kam der Tag, da die Töchter ganz allein standen. Insbesondere die Blinde litt darunter, denn ihr war der Halt genommen. Die Mutter hatte sehr sparsam gelebt, damit sie gewiß war, daß ihre alleinstehenden Kinder keine Not zu leiden hatten. Außerdem kamen verschiedene Erbschaften dazu, die drei Töchter verfügten also über ein ziemliches Vermögen und hätten, dem innigen Wunsche der Mutter entsprechend, auf dem alten Gramberg ein gutes Leben führen können. Die Mädchen hatten der Mutter in die Hand versprechen müssen, daß sie alle drei in Liebe einander verbunden bleiben wollten. Den beiden sehenden Mädchen hatte die

Mutter die blinde Schwester ganz besonders anempfohlen und ihnen gesagt, wenn sie sich gegen die Arme versündigten, würden sie im Tode keine Ruhe finden. Die Blinde hatte ihr Versprechen, treu zu den Schwestern zu halten, wirklich wahr gemeint; aber sie mußte gar bald nach dem Tode der Mutter merken, daß sie allein sei. Die Schwestern vernachlässigten sie, und sie war auf das Gesinde angewiesen. Im Hause zwar fand sie sich in jedem Winkel zurecht, aber draußen, im Freien, konnte sie sich nicht ohne Begleitung bewegen. Sie wanderte gern über die Felder und in die Wälder, um sich aus den unzähligen Tönen, die dem Sehenden meist verschlossen sind, eine Welt zu bauen. Sie kannte die Vögel, die Insekten, die Blumen, ja, aus dem Rauschen der Bäume konnte sie sogar die Arten unterscheiden. Jedes Blatt klingt anders im Winde. Die Eltern hatten ihr die Welt so nahe gebracht, daß sie ihr Blindsein kaum als einen Fehler empfand. Nur jetzt, wo oft keine Führung zur Hand war, wenn sie Lust bekam, in den Sonnenglanz hinauszugehen, da fühlte sie wieder mehr, welche Gnade doch die Augen sind.

Die Schwestern hatten die Bitte und die Drohung der Mutter bald vergessen. Die älteste kam sogar auf den Gedanken, das Erbe zu teilen, um sich dadurch jeder Pflicht, die Schwester zu pflegen, zu entziehen. Sie seien dadurch in der Lage, unabhängig voneinander zu leben, es braucht sich keine mehr um die andere zu kümmern. Die mittlere der Schwestern fand dies doch zu hart und wies das Ansinnen anfangs schroff zurück. Aber sie gab den immerwährenden Lockungen endlich nach. Ihr Geld immer vor sich zu sehen, sei doch etwas ganz anderes, als zu wissen, es gehört allen zusammen. Sie ließ sich sogar von der ältesten Schwester bereden, die arme Jüngste zu betrügen. So hatte ja die Teilung erst einen

besonderen Reiz. Die Blinde konnte selbstverständlich gegen die Teilung nichts einwenden, sie kam ihr selbst willkommen, da sie sich nun von den Schwestern ganz unabhängig machen konnte. Sie hatte eine Dienerin, auf die sie sich in letzter Zeit hatte mehr und mehr verlassen können. Diese Dienerin war eine arme Witwe, arbeitete anfänglich in der Küche, hatte aber öfter Gelegenheit, der Blinden behilflich zu sein, die sie endlich ganz zu sich nahm. Sie konnte ihr vertrauen und war deshalb froh, über ihr Eigentum selbst bestimmen zu können.

Leider konnte diese Hilfe nicht bei der Teilung des Silbers zugegen sein; der große Betrug, der an der armen Blinden begangen wurde, konnte nicht verhütet werden. Die Schwestern verschlossen sich in das Schatzgewölbe und nahmen die Teilung mit einem Siebe vor. Die großen Mehlsiebe haben das Drahtnetz bekanntlich nicht in der Mitte des Rahmens, ein Teil ist wesentlich höher als der andere. Die blinde Schwester wußte das nicht, sie nahm alles voller Vertrauen hin. Die Schwestern unterrichteten sie, daß sie ihr, der armen Blinden, den größeren Teil des Geldes zukommen lassen wollten, sie wollten ihr den Teil aufgehäuft geben, während sie für sich das Sieb glatt abstreichen wollten. Die Schwester könne jedesmal fühlen, ob es auch richtig sei und beobachten, daß ihr Teil auch in ihre Truhe geschüttet werde. In Wirklichkeit füllten sie die Teile für sich in den hohen Rahmen, strichen sie glatt ab und ließen die Schwester fühlen. Sie hatten immer das doppelte der Blinden gegenüber, deren Teile sie in den niederen Siebraum aufgehäuft maßen.

Die Schwestern hatten von dem Betruge keinen Segen. Die beiden älteren wurden immer geiziger, sie verschlossen ihren Schatz in einem schwer zugänglichen Gewölbe und bestimmten, daß eine die andere beerben und dafür Sorge

tragen sollte, daß die notwendigen Messen für das Heil der Seele gelesen würden. Die blinde Schwester lebte ihre Jahre still dahin, treu behütet von der Dienerin, und als sie starb, vermachte sie das Wenige, was übrig geblieben war, den Armen und hatte auch eine Summe für das Heil ihrer Seele bereit. Von den beiden älteren starb die jüngere zuerst; die älteste in ihrem Geize klammerte sich an das Geld, daß sie selbst der Tod nicht fortbekam. Sie wurde älter und älter, mühsam hatte sie das meiste Geld in ein geheimes Gewölbe versperrt und bei sich nur soviel behalten, wie sie für eine gewisse Zeit brauchte. So wurde sie immer geiziger, um nur ja nicht den Schatz mehr als notwendig anzugreifen. Armselig irrte sie in der verfallenden Burg umher, armselig in der nächsten Umgebung, fast einer Bettlerin gleich anzuschauen. Man erzählte, sie lasse ihr Geld vom Teufel bewachen, und der halte sie selbst so knapp, daß sie sich kaum das Nötigste gönnen könnte. Er werde gewiß auch ihre Seele holen, denn wer so geizig ist, der habe sich schon dem Höllenherrn verschrieben.

Wie immer, so blieb auch bei der Alten der Tod Sieger; unerwartet schnell traf die Bewohner der Umgegend die Nachricht. Neugierig war nun alles, ob von dem Gelde etwas zum Vorschein käme. Es wurde nichts gefunden. Von dem Zehrgelde, das sich der alte Geizkragen ausgesetzt hatte, war fast nichts mehr übrig, man fand kein Testament, keine Kapitalienbriefe, nichts. Der Rest des gefundenen Geldes reichte kaum aus, um die Beerdigungskosten und die noch zu zahlenden Dienstbotenlöhne zu decken. Die Armen erhielten nichts, und die Messen für die beiden Schwestern konnten auch nicht gelesen werden, es war nichts eingesetzt und nichts vorhanden.

Es währte nicht lange, da wurde es auf dem Gramberg unheimlich. Der alte Geizkragen hatte keine Ruhe

im Grabe, er irrte umher und wurde bald auf dem Giebel des Hauses gesehen, bald polterte es in den Kellern, bald wieder hieß es, die Alte sei auf dem Kirchhof auf einem Grabhügel sitzend gesehen worden mit einem Siebe in der Hand, das sie verkehrt hielt und unablässig starren Auges betrachtete.

Aber im Laufe der Jahre, als der Gramberg schon anfing einzustürzen, erkannte man, daß die beiden Schwestern in ihm geisterten. Der Teufel hatte das Geld verscharrt, und über dem Gewölbe, in dem es lag, hielt ein großer schwarzer Hund Wache, dessen Augen zu Feuerkugeln wurden und aus dessen Rachen Feuergarben schossen, wenn sich ein Unberufener sehen ließ. Die älteste Schwester wollte zu ihrem Gelde, um es denen zu geben, die es brauchen konnten, damit sie von aller Pein erlöst werde. Aber es fand sich keiner, der sie verstand, sie flohen entsetzt von dannen, wo sie sich nur sehen ließ. Sie rief in ihrer Pein nach einem Mutigen, dem es gelänge, den Wächter zu vertreiben. Nur mutig und reinen Herzens mußte einer sein, dann war die Aufgabe nicht schwer. So saßen die beiden Schwestern vor ihrem vergrabenen Schatze an zweihundert Jahre. Nur acht Tage im Jahre waren frei, da durften sie beide heraus und rufen und suchen, ob sich einer zur Erlösung fände. Im Laufe der Jahre erkannte man auch, daß die Schwestern immer zu den gleichen Tagen eines Jahres erschienen, es war um die Fronleichnamszeit. Es waren also ungefähr zweihundert Jahre vergangen, und die Zeit war gekommen, da die Schwestern an der Oberwelt erscheinen durften. Die Bauern arbeiteten auf den Feldern, und mancher guckte heimlich auf den Gramberg hinauf, ob er die Gespenster nicht entdeckte. Mit einem Male sahen die Arbeitenden eine Schar Priester auftauchen. Als diese näherkamen, erkannte man, daß es Jesuiten waren. Sie gin-

gen paarweise, blickten sehr ernst und beteten in sich versunken. Sie stiegen den Gramberg empor, der ganz verfallen war, und sie verschwanden in den Ruinen. Die Arbeiter auf dem Felde waren entsetzt und gespannt zugleich, sie dachten, es müsse etwas Ungeheures, Schreckliches geschehen. Es ereignete sich aber nichts. Ein paar Stunden blieben die Jesuiten im Gemäuer des Gramberges, dann erschienen sie wieder; aber sie gingen nicht mehr ernst betend und geordnet, sondern in langem Zuge zerstreut, scherzend und lachend. Mit einem Male entstieg dem Gramberg eine dunkle Wolke, sie sauste über die Landschaft hinweg, und ein Rasseln und Klirren dröhnte hernieder, als führen zwölf Wagen voller Silber über einen steinigen Weg. Die Jesuiten hatten den Wächter bezwungen und ihn noch dazu verdammt, das ganze Geld auf den Schönenberg zu schaffen. Schwarzen Dampf ausstoßend und sich schüttelnd vor Wut, hat er es getan. Daher die Wolke, in der er fuhr, und das Rasseln des Silbers. Auf dem Schönenberge bauten die Jesuiten eine prächtige Kirche, damit waren die beiden Fräulein von Gramberg endlich erlöst.

Die Schatzhöhle.

Es gibt noch eine Sage, die im Wesen der Schwestern Ähnlichkeit mit der vorhin erzählten hat. In ihr wird jedoch nur von zwei Mädchen berichtet. Auch sie waren die letzten Sprößlinge einer alten Familie, die mit ihnen erlosch.

Auf hohem Berge stand ihr Schloß; einsam und nur von wenigem Gesinde umgeben hausten sie da weltverloren und vergessen. Die jüngere der beiden war von Geburt an blind. Sie war sanft und zu allen Menschen freundlich, die andere, ältere, jedoch hart gegen die Untergebenen und geizig. So geizig war sie, daß sie am liebsten alles Geld für sich allein gehabt hätte. Da dies aber nicht möglich war, so wollte sie wenigstens den größten Teil des Erbes auf ihre Seite bringen und entschloß sich gleichfalls zu einer unehrlichen Teilung ähnlich den beiden Schwestern von Gramberg. Sie nahm ein Viertelmaß, füllte es voll, strich es ab und ließ die Schwester fühlen, ob es recht gemessen sei. Diesen Teil schüttete sie vorsichtig in ihre Truhe. Dann wendete sie daß Maß und schüttete den Raum voll, der durch den vertieft liegenden Boden entsteht, strich ab und ließ die Schwester wieder fühlen, ob es recht gemessen sei. Dieses Häuflein schüttete sie klirrend in den Kasten der Schwester. Die Geizige führte die Teilung auf diese Weise durch und hatte damit erreicht, was sie wollte.

Die Blinde mit ihrem kleinen Vermögen lebte glück-

lich und zufrieden, während die sehende Schwester mit ihrem Reichtume keine ruhige Stunde hatte. Sie hatte Angst vor Dieben, Angst vor ihrer Schwester, und ließ einen Keller bauen, in den sie ihre Schätze nach und nach brachte. Eine schwere Eichentüre, mit dicken Eisenbändern beschlagen und riesigen Schlössern versehen, gab ihr etwas mehr Ruhe.

Eines Tages wurde die Blinde krank, und als sie ihr Ende nahen fühlte, ließ sie durch ihre treue Pflegerin, die sie seit Jahren um sich hatte, alles Geld an ihr Lager bringen und verteilte es an die Leute der Burg. Die andere Schwester, als sie davon erfuhr, hätte am liebsten alles wieder an sich gerissen; sie machte der armen Kranken die heftigsten Vorwürfe. Diese lag still und lächelte glücklich; die Dankesworte der geplagten Menschen umhegten sie wie leise Musik und ließen nichts vom Toben der Habgierigen an sie dringen. Diese bemerkte endlich, daß an der Kranken nichts auszurichten sei, entfernte sich aus dem Gemach und ließ ihren Zorn weiter an dem Gesinde aus und dachte, nun den Lohn zu kürzen, nachdem sie doch durch die Gutmütigkeit ihrer Schwester reich geworden wären. Die Pflegerin hatte am meisten zu leiden. Sie wurde von der Schwester Erbschleicherin genannt und hielt sich zuletzt nur noch in den Zimmern der Kranken auf; sie ging nur hinaus, um das Notwendigste zu besorgen. Ohne ihre Schwester noch einmal gesehen zu haben, starb die Blinde. Kaum erfuhr dies die Überlebende, da kam sie in die Gemächer der Toten, nahm alle Schlüssel an sich und jagte die Stütze ihrer Schwester fort.

Die Geizige wurde ziemlich alt. Die Burg zerfiel von Jahr zu Jahr mehr und mehr, und als das Fräulein eines Tages starb, da wurde es den Bewohnern im Dorfe unten dadurch kund, daß ein Turm mit lautem

Gekrach in sich zusammenstürzte. Eine Schar Krähen flog schauerlich krächzend auf, und die Leute meinten, diese Vögel hätten sicher die Seele des alten Geizkragens in die Hölle geführt. Von der Burg kam auch bald ein Bote, der die Bestätigung vom Tode der letzten Schloßherrin brachte und den Pfarrer bestellte.

Die Alte geisterte in ihrer Burg. Es heulte und polterte überall, so daß es bald niemand mehr darin aushielt. Der letzte Knecht verließ eines Tages zitternd und bebend die unheimlich gewordene Behausung. Er rettete sich vor allem zum Wirt; nachdem er sich durch einen Becher Wein etwas erholt hatte, erzählte er, daß die Alte zischend und fauchend wie eine Katze im Hause umherfahre, Türen auf und zu werfe, Steine herausbreche und in den Hof fallen lasse, daß man seines Lebens nicht mehr sicher sei.

Die Burg war also dem Geiste der letzten Herrin überlassen. Noch oft wurden die Bewohner des Ortes aus schönem Schlafe aufgeschreckt, bis die letzte Mauer zusammengebrochen war. Nun hieß es, die Alte hause in einer Höhle unter ihrer Burg, in der ihr Schatz liege. Alle Jahre einmal öffne sich der Berg, man könne den Reichtum sehen, und wer beherzt ist, brauche nur hineinzugehen und sich die Taschen zu füllen. Der Wald hatte inzwischen auch von der Ruine Besitz ergriffen, Beerengebüsch hatte sich angesiedelt, und nach und nach wagten sich die armen Leute hinein, um zu ernten.

Eines Tages war eine arme Frau mit ihrem Kindlein in die Gegend der Ruine gekommen und war beglückt über die vielen mit Beeren dichtbesetzten Büsche, die vor ihr ausgebreitet lagen. Sie setzte ihr Kind neben sich und wollte anfangen zu pflücken, da hörte sie einen entzückten Ruf der Kleinen; die Mutter drehte sich ihr zu und sah, wie sie das Fingerlein in eine bestimmte

Richtung hielt. Die Frau folgte und stieß nun ebenfalls einen Schrei aus; denn einige Schritte von ihnen entfernt war im Felsen ein schmales, ziemlich hohes Loch, in das die Sonne hineinleuchtete. In der Höhle glitzerte und blinkte es, als sei ein helles Feuer angefacht worden. Die Mutter nahm ihr Kind auf den Arm und eilte an den Berg; sie trat in die Spalte ein, und staunend blieb sie stehen, denn vor ihr lag ein Berg Gold und Silber. Als sich die arme Frau etwas erholt hatte, ging sie näher und griff zaghaft in den glitzernden Haufen. Ei, wie das klang! Das Herz begann zu klopfen vor Erregung. Die Mutter ging weiter um den Schatz herum, da erschrak sie wieder, sie sah ein uraltes verwittertes Weiblein auf einem Felsblock sitzen. Heiser lachte diese sie an und lud sie ein, von dem Gelde zu nehmen, soviel sie tragen könne. Sie solle aber von dem Gelde auch den Armen geben; denn nur so könne sie zu ihrer Erlösung beitragen. Die Frau setzte ihr Kindlein an den Goldberg, das sofort anfing zu jauchzen; es griff in die klirrenden und rollenden Stücke, um mit ihnen zu spielen. Die Mutter füllte indes ihre Schürze voll und dachte nur an die glückliche Zeit, die jetzt ihren Anfang nähme. In ihren frohen Gedanken eilte sie hinaus, und als sie draußen war, dachte sie an ihr Kind. Sofort kehrte sie um, aber es war keine Spalte mehr zu finden. Sie lief hin und her, sie weinte und schrie, klopfte mit der Faust an den Felsen und legte ihr Ohr an ihn. Sie hörte aber nur ihr laut pochendes Herz und das leise Klirren des Goldes in ihrer Schürze. Sie gedachte ihres Korbes, schüttete die Geldstücke hinein, und als er voll war, band sie die Schürze ab und knotete sie mit dem Reste des Geldes zusammen. Dann ging sie noch einmal an den Berg und suchte, klopfte, weinte und schrie, aber es blieb still. Die Sonne sank tiefer und tiefer, so blieb der Frau

nichts anderes übrig, als in den Ort hinunterzugehen und ihre Behausung aufzusuchen. Sie erzählte ihr Erlebnis, teilte auch sofort den Schatz aus und behielt für sich nur das, was sie in der Schürze mitgebracht hatte. Die Leute sagten ihr dann auch, sie brauche sicher keine Angst um ihr Kind zu haben. Die Alte scheine besser geworden zu sein, nachdem sie von ihrem Reichtume abgegeben habe. In einem Jahre würde sich der Berg wieder öffnen, dann könne sie auch ihr Kind gesund in Empfang nehmen.

Die arme Mutter hörte diese Reden an, aber getröstet war sie nicht. „Wie soll mein Kind in einer so finsteren Höhle leben? Es weint sich ja zu Tode. Woher soll es etwas zu essen bekommen, es verhungert ja!“ Bei diesem Gedanken fing sie wieder an bitterlich zu weinen und verwünschte ihre Nachlässigkeit.

Wie schwer ward dieses Jahr für die Mutter! Ihr kam es vor, als sei jeder Mond so lang wie eines, ja, wie viele Jahre. Sie machte jeden Tag mit dem Messer einen Schnitt in das Futter der Haustüre, wenn ihrer neun nebeneinander standen, dann zog sie einen Schnitt quer durch. Jeden Abend vor dem Schlafengehen besorgte sie diese Pflicht und dachte an die Reihe, die noch fehlte bis zur Wiederkehr des ersehnten Tages. Sechsunddreißig mal zehn und fünf Striche! Oh, wie lang, wie lang! Tag an Tag reihte sich, es kam der Winter, er verging, der Frühling erschien, der Sommer und mit ihm die Beerenreife. Noch fünf Schnitte fehlten, dann bekam sie Gewißheit, vor der ihr namenlos bangte. Jetzt hätte sie die Tage am liebsten verdoppelt, verdreifacht, so voller Angst war sie, wie sie ihr Kindlein wohl finden würde. Dann wäre sie am liebsten gleich auf den Berg gelaufen, um Tag und Nacht oben zu warten, bis der Fels sich öffne.

Ein Strich fehlte noch, und ehe sie diesen einschnitt, betrachtete sie die ganze lange Reihe von oben bis unten; sie zählte sie noch einmal, ob sie sich auch wirklich nicht geirrt habe. Dann aber bekam sie furchtbares Herzklopfen, sie brachte es nicht fertig, den letzten Schnitt anzureihen. Sie sank auf die Schwelle nieder und beweinte die Angst des ganzen Jahres noch einmal. Danach fühlte sie sich getrösteter und mutiger. Sie erhob sich und schnitt fest in das Holz ein.

Die Mutter legte sich nieder, und es ward ihr vergönnt, in einen kurzen, aber tiefen Schlaf zu versinken. Als sie erwachte, war sie wie neugeboren. Sie kleidete sich an, legte in ihren Korb Brot für ihr Kind, auch Kleidungsstücke packte sie ein; es war ihr, als müsse sie das Töchterchen bestimmt wiederfinden.

Dann schritt sie in die wunderbare Nacht hinaus. Ein leichter Schimmer verkündete bereits den neuen Tag. Da und dort bellte ein Hund, sie aber schritt, von ihrer Sehnsucht förmlich getragen, durch den Ort, über die Felder und dem Walde entgegen. Der Weg stieg gleich an; nun aber ward ihr doch wieder beklommener zumute. Das angstvolle Fragen tauchte wieder auf, und bald rollten auch wieder Tränen hernieder, die sich mit dem Tau mischten, der auf den Gräsern lag.

Endlich war sie oben. Sie setzte sich auf einen der vielen Quadersteine, die umherlagen. Sie stützte die Arme auf die Knie und preßte ihr Gesicht in die Hände. Da drang durch die Ritzen zwischen ihren Fingern ein Glanz, es war der erste Gruß der Sonne. Die Mutter erhob sich, sie preßte die Hände auf die Brust, sah um sich — da — der Felsen lag offen vor ihr. Sie eilte hin, doch an der Spalte blieb sie stehen, krampfte die rechte Hand an den Stein, sie konnte ihren Atem kaum regeln; dann aber ein paar Schritte, fast wäre sie über

den Geldberg gestolpert, und aufjauchzend fiel sie vor dem Geiste nieder. Auf seinem Schoße saß das Kind und streckte lachend der Mutter die Arme entgegen. Sie erhob sich, riß es an sich und überhäufte es mit Küssen und holden Worten. Dann dankte sie bewegt der Alten, ergriff sogar ihre eisige Hand und benetzte sie mit ihren Tränen. Das bewirkte eine plötzliche Verwandlung in dem Geiste, er begann förmlich zu leuchten. Er erhob sich, nahm die Mutter bei der Hand und führte sie zu dem Gold und Silber. „Nimm," sprach die Herrin des Schatzes, „nimm, soviel du zu tragen vermagst; heute war es das letzte Mal, daß sich der Berg öffnete. Das Zutrauen deines Kindes und deine Tränen haben mich erlöst. Nimm schnell; denn sieh, der Schatz verschwindet langsam!" Die Mutter brachte sogleich ihr Kind an die Spalte, füllte ihre Schürze, und als sie voll war, war auch der Berg verschwunden. Er entglitt ihr förmlich unter der Hand, ohne daß sie merkte, wohin er verschwand. Noch einmal wollte sie der Herrin danken, aber sie war nicht mehr zu sehen, auch sie war verschwunden. „Hab Dank, hab Dank!" rief sie in die Höhle hinein, dumpf hallten die Worte wider, aber es kam keine Antwort. Dann schritt sie zur Spalte, ergriff ihr Kind und trat wieder ins Freie. Donnernd schloß sich der Berg.

Wie herrlich war die Welt! Jetzt erst betrachtete die Mutter das Kind, sie lachte laut auf, denn es war ganz aus dem Kleidchen gewachsen. Aber gesund und frisch sah es aus und ließ sich Brot und Milch schmecken. Danach wollte sie ihr Kind umziehen, sie mußte jedoch entdecken, daß alles ebenso eng war. Sie errötete über ihre eigene Torheit und schalt sich, daß sie während des ganzen Jahres nicht daran gedacht, dem Mägdelein größere Kleidchen zu nähen.

Der Schatz des geizigen Fräuleins.

Vor langer Zeit lebte auf einer alten Burg ein Fräulein, das war gar geizig. Vor lauter Liebe zum Gelde ließ es nicht nur das Gesinde hungern, es gönnte sich auch selbst nichts. Der Priester kam oft zu ihr und warnte es, nicht so geizig und hartherzig zu sein! Wenn Gott rufe, nutze doch alles Geld nichts, es könne nicht mit ins Grab genommen werden. Daraufhin wurde das Ritterfräulein noch hartherziger; heimlich vergrub es alles Geld, und als es starb, ward fast nichts gefunden. Aber bald erfuhr man, daß die Seele der Geizigen keine Gnade vor ihrem Richter gefunden habe, sie irre und geistere um den Schloßberg, und besonders unruhig gebärde sie sich an der Mühle, die am Fuße des Schloßberges lag.

Jahrhunderte vergingen, viele Menschen waren in der Mühle aus und eingegangen, aber noch immer zog der Geist des geizigen Ritterfräuleins um den Schloßberg, noch immer benahm es sich besonders auffällig in der Nähe der Mühle. In der Mühle diente seit einiger Zeit ein gar sittsames Mädchen. Eines Nachts ward es plötzlich durch ein Stöhnen und einen kalten Hauch geweckt, der ihm vom Scheitel bis in die Zehenspitzen fuhr. Es richtete sich auf und wußte erst gar nicht, ob es nur geträumt habe. Da sah es den Geist des Ritterfräuleins zwischen Bett und Kammertüre stehen. Das Fräulein winkte und sagte so leise, daß man es kaum hören konnte:

„Komm, komm, hilf mir, erlöse mich von meinem vergrabenen Schatze! Komm, komm!“ Die Magd saß herzklopfend in ihrem Bette, sie bekreuzte sich immerzu, während das Fräulein fortwährend rief, mit einem Male kurz und eindringlich, dann schlug eine Uhr eins, und der Geist war verschwunden.

Das Mädchen ging zum Pfarrer und erzählte ihm die Erscheinung. Der gab ihm den dringenden Rat, dem Fräulein zu folgen, um seine Erlösung zu bewirken, wenn es sich noch einmal zeigen sollte. Sieben Nächte später wachte das Mädchen auch wirklich wieder durch das Stöhnen und den Kältehauch auf, der Geist stand auf derselben Stelle und rief mit denselben Worten. Sofort stand die Magd auf und kleidete sich notdürftig an. Dann sprang die Türe von selbst auf, die Erscheinung schwebte hinaus, das Mädchen folgte, so ward es die Treppe hinuntergeführt zu einer Stelle, wo ein Spaten und eine Hacke stand, dann sprang die Haustüre knarrend auf. Sie eilten durch den Garten. Da öffnete sich plötzlich ein Fenster im Hause, und des Müllers bezipfelmützter Kopf streckte sich heraus und rief laut in die Nacht hinaus, er dachte, es wären Einbrecher in sein Haus gedrungen.

Alsbald war der Bann gebrochen, und der Schatz konnte nicht gehoben werden. Klagend und weinend schwebte der Geist den Schloßberg empor, und es tönten die Worte: „Wehe, wehe, nun muß ich wieder hundert Jahre warten, bis mir acht Nächte zur Erlösung freigegeben sind!“

Der Schatz auf dem Kirchberge.

Auf dem Kirchberge bei Wiesensteig liegt ein Schatz begraben, der nur alle hundert Jahre einmal an die Oberfläche der Erde kommt und sich sonnt. Eine Frau, die in der Kapelle auf dem Hügel gebetet hatte, bemerkte ihn, als sie wieder ins Freie trat. Ein goldenes Rieseln blendete ihre Augen. Sie dachte erst an Wasser; aber dann fiel ihr ein, dieses Blinken und Glänzen könne nur von dem Schatze herrühren. Ihr höchster Wunsch in diesem Augenblicke war, Flügel zu besitzen, um schnell und ungesehen hinüberzukommen. Das goldene Rieseln machte sie immer aufgeregter, und in ihrer Angst wählte sie die absonderlichsten Wege, um den Kapellenhügel hinunter und zum Schatze hinaufzukommen. Sie glaubte, ungesehen ihr Ziel zu erreichen, aber trotz aller Vorsicht war es ihr nicht vergönnt. Der Müller hatte ihr merkwürdiges Gebaren längst beobachtet. Als es ihm zu närrisch erschien, rief er der armen Frau ein Scherzwort zu, und damit war der Zauber gebrochen. Wie gelähmt blieb sie stehen, und dann sank sie ins Gras nieder und weinte bitterlich. So sicher war sie in dem Gedanken, alle Not habe nun ein Ende.

Nachdem sie sich beruhigt hatte, entschloß sie sich, trotzdem den Hügel hinanzusteigen, und begab sich zur Stelle, wo sie das goldene Rieseln gesehen hatte. Es war nichts mehr zu entdecken; kein Stäubchen deutete darauf hin, daß die Erde vor kurzem hier ein Geheimnis preisgegeben

habe. Die Sonne leuchtete genau so, alles gab ihren Glanz zurück, was selbst glänzend war. Der ersehnte Schatz aber war und blieb versunken, und wer weiß, in welche Tiefen! Die arme Frau hätte gerne gegraben; da es jedoch heller Tag war, wagte sie es nicht, und dann hatte sie ja auch weder Spaten noch Hacke bei sich.

Der Schatz im Rittergarten.

Ein Landstück in Wurmlingen bei Rottenburg, das an die Hintergasse anstieß, führte den Namen Rittergärtlein. Die Leute erzählten, in diesem Gärtlein solle ein Schatz begraben sein. Manche haben sogar des Nachts gesehen, wie er im Mondlichte leuchtete. Aber es ist niemandem eingefallen, an dieser Stelle einmal nachzugraben. Eines Tages nun hatte der Besitzer Arbeiter kommen lassen; denn er wollte, daß ein Stück umgegraben werde. Die Arbeiter begannen, und wie sie ein Stück gegraben hatten, wurde mit einem Male eine Platte freigelegt, die der an Aussehen entsprach, die die Leute im Mondlichte hatten schimmern sehen. Die Arbeiter wußten, daß man beim Heben eines Schatzes größtes Stillschweigen bewahren müsse. Da kam zum Unglück der Besitzer des Gartens und rief den Männern einige ermunternde Worte zu. Im selben Augenblick war nichts mehr zu sehen. Der Schatz war versunken.

Die Silberburg.

In der Silberburg bei Bieringen soll ein ganz großer Schatz verborgen liegen. Der Name deutet ja schon darauf hin. Aber niemand weiß, wie man zu ihm gelangen kann; niemand weiß, was man tun muß, damit der Schatz sich hebe. In den Erzählungen um diesen Schatz wird von einem Manne berichtet, der alle neun Jahre kam, in die Räume der Burg eindrang und sich einen Groschen herausholte. Woher der Fremde stammte, wer es war, das hat nie jemand erfahren. Er kam an, sprach kein Wort und nahm auch keinen Menschen mit. Ebenso schweigend zog er wieder fort. Er kannte das Geheimnis des Schatzes, und der Groschen, den er sich holte, hatte die Eigenschaft, ihn neun Jahre lang mit Geld zu versorgen. Solange er nicht verschwendete, in übermäßigen Lüsten und Genüssen lebte, fand er jeden Morgen die Tasche, in der der Groschen lag, voller Geld. Wenn das neunte Jahr seinem Ende entgegenging, ließ die Kraft des Groschens nach, die Geldstücke wurden kleiner, bis schließlich nur noch statt der Silberstücke kleine Kupfermünzen in der Tasche lagen. Das war das Zeichen des Fremdlings, sich aufzumachen und wieder der Silberburg bei Bieringen entgegen zu wandern. Er legte den alten Groschen an eine bestimmte Stelle in der Schatzhöhle nieder, und dann öffnete sich erst der Raum, in dem die unverbrauchten Stücke lagen.

Es mag verwunderlich erscheinen, daß man all das

weiß, da doch der Fremdling mit keinem Menschen der Gegend ein Wort gesprochen hat. Aber wahrscheinlich wird es doch noch mehr Leute gegeben haben, die von diesen Geheimnissen wußten. Nur wußten sie nicht, wie man zu den Schätzen gelangen kann.

Stürme über Schätzen.

In der Nähe des Ortes Burgstock liegt unter einem Hügel ein Schatz. Eines Tages ging ein solcher Sturm von ihm aus, daß ein großer Birnbaum, der mindestens eine Klafter Holz gegeben hätte, vom Hügel aus, auf dem er stand, fünfhundert Schritte weit fortgeschleudert wurde. Auf einer Wiese blieb er aufrecht stehen. Eine Strecke weiter war vom Sturme nicht eine Spur mehr zu merken. Das machte die Leute ängstlich, und es wagte niemand, an dieser Stelle zu graben. Wenn die Geister, die um diese Orte hausen, eine derartige Wut entfalten, wie mag es dann erst dem ergehen, der es versucht, die Schätze zu heben? Es ist aber doch schade, daß die österreichischen Kürassiere nicht ihre Absicht ausgeführt haben, nach dem genannten Schatze zu graben. Die Soldaten lagen in Ober-Eggatsweiler in Quartier. Der Ort ist ungefähr sieben Minuten vom Schatze entfernt. Bei klarstem Sonnenschein erhob sich plötzlich ein Sturm; mächtig brauste er einher, daß die jungen, biegsamen Stämme sich fast zur Erde niederbeugten. Die Bewohner der umliegenden Orte hörten wohl das Geheul, die auf dem Felde Arbeitenden sahen auch die auf- und niedergepeitschten Bäume, aber sie selbst fühlten nichts. Die Kürassiere wunderten sich über dieses seltsame Naturereignis, bis man ihnen über die Ursache Aufklärung gab. Sie faßten daraufhin den Entschluß, auf dem Hügel Nachgrabungen

anzustellen. Leider kamen sie nicht dazu, ihre Absicht auszuführen, da sie vorzeitig abberufen wurden. Schade, wir hätten sicher eine sehr schöne, vielleicht lustige, vielleicht auch traurige Geschichte mehr.

Der Schatz im Harras.

So schön das Schätzefinden im allgemeinen ist, es hat auch seine sehr unangenehmen Seiten. Die Geister, die als Wächter um Schätze aufgestellt sind, können sich manchmal sehr unliebsam bemerkbar machen. Davon konnte eine Magd ein Liedlein singen. Eines Morgens ging sie mit anderen Mägden gegen den Harras zu ins Heu. Da sah sie aus einem Scherbenhaufen etwas Goldiges blinken. Sie ging näher und beugte sich nieder. Siehe, da war es ein goldenes Schlüsselchen. Sie hob es auf und nahm es mit sich, bekam aber jedesmal Ohrfeigen, wenn sie an dieser Stelle vorbeikam. Sie dachte nicht daran, das Schlüsselchen wieder auf den Haufen zu werfen; wahrscheinlich hätte sie der geheimnisvolle Wächter dann in Ruhe gelassen.

Die Schatzjungfer.

Von einem sehr alten Manne wurde erzählt, daß sein Vater, als er noch ein Knabe war, in den Wald gehen mußte, um Holz zu sammeln. Einmal ging er wieder seinen gewohnten Weg, da begegnete ihm ein Fräulein, das hatte ein Blumenkränzlein auf dem Haar. Es fragte den Knaben, was er in diesem Walde tun wolle. Er gab zur Antwort, daß er fast jeden Tag hier weile, um Holz zu sammeln. Die Unbekannte gab ihm darauf zur Antwort, es sei heute nicht der richtige Tag, er solle wieder nach Hause gehen und am nächsten Freitag um 12 Uhr an der gleichen Stelle sein. Sie würde ebenfalls zur selben Zeit hier sein und ihn glücklich machen. Sie sagte ihm dann weiter, sobald er in den Wald eintrete, würden ihm allerlei unheimliche Dinge begegnen, zum Beispiel wilde Tiere; er brauche sich aber nicht zu fürchten und solle vor allen Dingen keinen Laut von sich geben, es würde ihm nichts geschehen.

Der Knabe befolgte den Rat des fremden Fräuleins und begab sich an diesem Tage sogleich nach Hause. Hier erzählte er seinen Eltern sofort das Erlebnis, die gaben ihm aber nicht die Erlaubnis, an dem Freitag in den Wald zu gehen. Sie fürchteten, er möchte nicht stark genug sein, schweigend an all den Spukgestalten vorüberzugehen, so daß er Schaden an Leib oder Seele nehmen oder gar getötet werden könnte.

Der Schatz am Heberberg.

Am Heberberg im Hegau soll ein Schatz verborgen liegen, der, so verkündete vor vielen Jahren ein Erdmännlein, nur für einen bestimmt sei, der Hans heiße. Nur ein Hans könne den Schatz befreien, sonst kein anderer. Es sind nun schon viele Hänse am Heberberg gewesen. Die Grafen von Lupfen, als Inhaber der Herrschaft, in der der Heberberg liegt, hatten sich sogar vorgenommen, immer einem ihres Geschlechtes den Namen Hans zu geben. Aber der richtige Hans ist bis jetzt nicht erschienen, der Schatz liegt noch ungehoben, er hat Zeit, er kann warten. Die Ungeduld der Menschen umhüllt ihn nur mit immer festeren Geheimnissen.

Der fahrende Schüler.

Es gab zu allen Zeiten Männer, die glaubten, sie würden sich klüger benehmen als andere, wenn es gilt, mutig außergewöhnlichen Umständen zu begegnen. Sie wüßten schon, wie es gemacht werden müsse, damit man das Glück im rechten Augenblick beim Schopfe fasse. Der alte Wagner von Beizkofen gehörte zu denen. Er schlug zur Bekräftigung seiner Worte mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser sprangen. Er regte sich immer wieder über die Dummheit der Leute auf, wenn er die Geschichte von dem fahrenden Schüler erzählt hatte, der einst im Adler zu Marbach eingekehrt war, einem Orte, der ja nicht unbekannt sein dürfte.

Die Geschichte trug sich wie folgt zu. Im Wirtshause saßen die Bauern bei einem gemütlichen Trunk, der Fahrende gesellte sich zu ihnen und erzählte manche Schnurren, daß die Leute eine Menge zu lachen hatten und wie angenagelt saßen. Es war ein Abend im Hochsommer. Die Sonne war untergegangen. In der Stube, deren Fenster offen standen, war es schon schummerig. Da veränderten sich mit einem Male die Reden des Fremdlings. Das Schnurrige verlor sich aus seinen Geschichten, dafür gab er so gruseliges Zeug zum besten, daß den gedrängtsitzenden Bauern lauter eiskalte Frösche über den Rücken liefen. Er kam dann auf vergrabene Schätze zu sprechen. Der Holzwurm im Getäfel wurde plötzlich durch die Stille hörbar, die entstanden war, als der Erzähler

meinte, da draußen in dem Felsen wäre gar viel Geld. Wenn einer da hineinkäme, er fände eine Kammer voller Silber. Die Bauern guckten alle durchs Fenster über die Wiese, die an einen hohen Felsenhügel stieß, und der eine und der andere ließ ein Lächeln hören, das halb verlegen, halb geldgierig klang. Der Fremde zog langsam aus seiner Tasche einen riesigen verrosteten Schlüssel und sagte: „Leute, seht euch diesen Schlüssel an! Der paßt in die Türe, die ihr dort in den Felsen eingesetzt seht!" Er deutete hinaus, die Bauern folgten der Weisung des Schlüssels, und erstaunt standen sie auf und drängten ans Fenster, da sahen sie eine alte mit Eisen und Nägeln beschlagene Tür. Der Wirt war gleich ganz aufgeregt, damit ihm keiner zuvorkomme, rief er: „Ich wag's! Ich gehe mit in den Hügel hinein. Mein Vater und Vatersvater saßen doch schon hier, aber davon hat mir keiner erzählt." „Ich glaub's!" meinte der Schüler; „es kommt auch alle hundert Jahre nur einmal vor, daß sich die Türe zeigt!" „Und heute sind es hundert Jahre?" fragten die Bauern erstaunt. „Genau heute!" erwiderte der Fremdling listig lächelnd. Die Augen der Anwesenden wurden größer und größer, sie bohrten sich förmlich in die Türe, die gespenstisch in der Dämmerung stand. Der seltsame Gast war inzwischen aufgestanden und zur Türe getreten; der Wirt folgte ihm. Auf der Schwelle drehte sich der Führer um, wandte sich zum Wirt und sagte: „Ich muß Euch noch eines sagen: Der Zehnte, der mit mir in den Berg hineingeht, muß darin bleiben. Ich darf Euch aber nicht sagen, ob Ihr der Fünfte oder der Zehnte seid!"

Da schob der Wirt verlegen seine Mütze zurück und kratzte sich den Kopf. Auch die Bauern lärmten durcheinander und rieten ihm ab, in den Berg zu gehen. Er leistete auch nur scheinbaren Widerstand, kam wieder ins Zim-

mer und setzte sich schweigend hin. Als einer der Bauern noch einmal ans Fenster trat und hinaussah, da war die Türe verschwunden, der Felsen stand wie immer. Er teilte das den anderen Gästen mit, ein paar eilten hinaus und untersuchten die Stelle, es war nichts zu entdecken, was auf das Vorhandensein einer Türe hätte schließen lassen.

Der Fremdling nahm ebenfalls wieder Platz und wußte nichts anderes mehr als über die Hasenfüße zu spotten. Jetzt könne er es ja sagen, der Wirt wäre der neunte gewesen, der in den Berg eingedrungen sei. Die Bauern lachten und meinten, jetzt könne er ihnen leicht etwas vorreden. Nun fing der fahrende Schüler an, Grimassen zu schneiden. Dann drehte er sein Gesicht ganz nach rückwärts, streckte die Zunge blitzschnell heraus, zog sie ebenso schnell wieder ein und krähte dabei wie ein heiserer Hahn. Nachdem er das einigemal wiederholt hatte, standen die Gäste auf, packten den unheimlichen Gesellen und warfen ihn zur Türe hinaus.

Der Ursulaberg.

Die Sorge, wie man das tägliche Brot von einem Tage zum andern für sich und die Seinen schaffen soll, ist schwer und aufreibend und wohl imstande, schlaflose Nächte zu verursachen. Dies erlebte einst auch ein Taglöhner in Pfullingen. Was hatte er schon alles versucht, um seine Lage zu verbessern, aber es lag wie ein Fluch auf ihm, er geriet in immer größere Not und Bedrängnis. Die Sorgen ließen ihn nicht schlafen, und manchmal, wenn er nach langem Hin- und Herwälzen Ruhe gefunden hatte, baute er in sich eine schönere Welt. Da lebte er in einem schmucken Häuschen inmitten eines blühenden Gartens, im Stalle standen zwei Kühe, Kleinvieh tummelte sich auf dem Hofe herum, die Felder standen üppig im Korn, und froh arbeitete seine Frau, fröhlich tollten die Kinder umher. Nach solchem wachen Träumen fühlte er seine Lage nur erbärmlicher. Aber einen Augenblick hatte er Freude gekostet, und er sehnte sich wieder nach ihr. Einmal schlief er nach der Seligkeit seines erdachten Wohlstandes ein und versank in das Traumland. Er stand vor dem Ursulaberge, der sich aufgetan hatte. Ein weites Gewölbe erschien ihm, das war angefüllt mit den herrlichsten Kostbarkeiten. Er war geblendet von dem Glanze, und dieser Glanz erweckte ihn. Sogleich stand es fest bei ihm, in der nächsten Nacht den Berg zu besuchen; es schien ihm möglich, daß es ein Zeichen der Vorsehung war, wie seine Not gelindert werden könne.

Er erzählte das Traumerlebnis seiner Frau; aber als er ihr mitteilte, daß er den Berg besuchen wolle, da bat sie ihn weinend, von diesem gottlosen Vorhaben abzusehen. Er solle doch weiter hoffen, Gott werde ihnen sicher noch helfen. Er hatte aber alles Vertrauen verloren, ihm war jeder Weg recht, der seine Lage verbessern konnte.

In der nächsten Nacht richtete er es so ein, daß er kurz vor Mitternacht an dem Berge stand. Als die Uhr schlug, tat dieser sich auf. Da schritt er in die Spalte hinein und kam in das Gewölbe, wie er es im Traume gesehen hatte. Er glaubte, nun gleich zugreifen zu können; aber eine Jungfrau von ungewöhnlicher Schönheit empfing ihn und führte ihn an einen Tisch, auf dem die köstlichsten Speisen und Getränke standen. Er mußte Platz nehmen und sich erst einmal nach Herzenslust sättigen. Indessen fragte ihn die Jungfrau, was ihn in den Berg geführt habe. Er erzählte ihr von der Not und Mühsal seiner Tage, sie hörte aufmerksam zu, und Tränen entströmten den schönen Augen, als er seinen Traum mitteilte, der ihm den Gedanken eingegeben habe, zu versuchen, ob er nicht auf Wahrheit beruhe.

Das Mahl war beendet. Die Schöne ergriff die Laute, die neben ihr lag, und begann zu spielen und zu singen, wie es der arme Taglöhner noch nie gehört hatte. Sie sang so süß, wie selbst die Nachtigall nicht singen kann. Dem Armen schien es, als müsse es ein Engel aus dem Paradiese sein. Sie sang von Liebe, von Sonne, Mond und Sternen und von den Geheimnissen der Blumen und Vögel. Als sie geendet, dankte der Mann für alles Schöne und Gute und bat dann die Jungfrau, sie möge erlauben, daß er von den guten Sachen, die sich auf dem Tische befänden, etwas mit nach Hause nähme. Sie packte in einen Korb die herrlichsten Dinge, dann führte sie ihn zu den Schätzen und stopfte alle seine Taschen so voll, wie nur

irgend möglich war. Hierauf führte sie ihn zur Spalte, durch die er gekommen war, und er schritt wieder hinaus. Kaum war er vor dem Berge, da tönte hinter ihm ein Schlag, und als er sich erschreckt umblickte, bemerkte er, daß der Eingang verschwunden war. Soviel er auch suchte, es war keine Spur mehr zu entdecken. Der Korb jedoch und die Last in seinen Taschen überzeugten ihn, daß er nicht geträumt hatte. Eben ging golden die Sonne auf, und in ihrem frühen Glanze schritt er seiner ärmlichen Behausung zu, wo ihn die Frau glücklich empfing. Als der Heimgekehrte die vielen Schätze auf dem Tische ausbreitete, sank sie weinend nieder und dankte Gott in bewegten Worten für seine Gnade. Alle Armut hatte nun ein Ende, sie waren reich, sie konnten sich satt essen, im Winter warme Kleidung kaufen und auch ihr Zimmer behaglich erwärmen.

Indes die Seinen nun glücklich und zufrieden lebten, fand er, der Reichgewordene, keinen Frieden. Er dachte immer an die Reichtümer, die im Berge zurückgeblieben waren, und von denen das, was er erhalten hatte, nur ein Fingerhut voll war. Früher hatte ihn die Not nicht schlafen lassen, nun plagte ihn die Habgier. Eines Nachts stand er auf und stahl sich von seiner Frau fort, die friedlich lächelnd in tiefem Schlummer lag. Hell schien der Mond, und schnell lief er dem Ursulaberge entgegen; denn bald mußte es Mitternacht sein. Er hatte Glück, als er am Berge ankam. Dieser öffnete sich auch alsobald, und er schritt hinein. Doch ein entsetzlicher Schrei entrang sich ihm; ein scheußliches Untier sprang ihm fauchend entgegen. Schnell machte er kehrt und eilte hinaus; aber immer hörte er das Fauchen und fühlte den glühenden Atem des Tieres.

Endlos schien ihm diesmal der Weg, bis er die Sterne wieder leuchten sah und das sanfte Licht des Mondes ihn

umfing. Mit donnerähnlichem Getöse schloß sich der Berg hinter ihm. Ermattet fiel der Habgierige nieder. Als er sich wieder erholt hatte, ging er, sich mühsam aufrecht haltend, seinem Hause zu. Seine Frau schlief noch. Da legte auch er sich noch einmal nieder und fiel in einen schweren Schlaf. Als der Morgen kam, schüttelte ihn ein heftiges Fieber, aus dem ihn der Tod am dritten Tage erlöste.

Der Geist im Urschelberge.

Noch mancherlei Sagen erzählen von der Ursula, die den nach ihr benannten Berg bewacht. Aber sie ist nicht immer eine schöne Jungfrau, sie kann auch eine alte häßliche Urschel sein und den Gabentisch nicht gerade erfreulich gestalten.

Zu gewissen Zeiten ist die Urschel auch außerhalb des Berges sichtbar. Wer ihr da begegnet, wird von ihr aufgefordert, drei Nächte in ihrer Höhle zu verbringen; doch dürfe er in dieser Zeit kein Wort sprechen, noch sonst einen Laut von sich geben. Wer dies fertig bringe, so sagt man, werde Herr der gesamten Reichtümer, die in den vielen Höhlen aufbewahrt sind.

Wieder einmal um die Mitternacht geisterte die Urschel in ihrer Gegend und suchte ein Opfer. Sie begegnete auch bald einem Manne, der nichtsahnend über den Berg seinem Heimatsorte zustrebte. Er war sehr entsetzt, als die Urschel ihm den Weg versperrte und ihn aufforderte, in der nächsten Nacht wiederzukommen. Wenn er in vollkommenem Schweigen diese und die zwei folgenden Nächte bei ihr verweilen wolle, dann würde er reich belohnt werden.

Der Mann versprach es, obwohl ihm sehr unheimlich zumute war. In der nächsten Nacht kam er an die bezeichnete Stelle. Der Berg öffnete sich, und eine kleine Höhle ward sichtbar, in der ein festlich gedeckter Tisch und ein Stuhl standen. Der Mann ließ sich das sehr wohl

gefallen, er setzte sich und ließ sich die guten Dinge munden, die auf den Schüsseln hübsch angerichtet lagen. Als er noch im besten Essen war, kam aus einer Spalte eine gräßliche Schlange hervor, die kroch um den Tisch herum, hob ihren schrecklich schillernden Kopf mit den grünlich schimmernden Augen und der langen gespaltenen Zunge empor und begann, widerlich schmatzend, an allen Speisen zu lecken. Vor seinen Teller legte sie ihren Kopf und blickte ihn unverwandt an. Wie gebannt saß der Mann. Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Er konnte keinen Bissen mehr essen. Das Gegessene würgte so in ihm, daß er Übelkeit fürchtete; er hielt aber tapfer aus. Als der Morgen graute, erklang ein Schlag, und er saß mit einem Male auf einem Felsen außerhalb des Berges. Er ging nun nach Hause; aber wohl fühlte er sich nicht, und schaudernd dachte er der nächsten Nacht. Er hielt jedoch sein Versprechen und ging wieder in den Berg. Aber was er da erlebte, kann nicht erzählt werden; denn man fand ihn am nächsten Tage tot auf einem Wege liegend. Wahrscheinlich wird es so schrecklich gewesen sein, daß er das Schweigegelübde unbedacht gebrochen hat.

Von da an wich jeder dem Berge aus, und der Schatz wird wohl niemals gehoben werden.



Die Schalksburg.

Es waren einmal zwei Brüder, die Sonntagskinder gewesen sein müssen; denn sonst hätten sie nicht so glücklich vollendet, was hier erzählt wird.

Sie waren auf der Wanderschaft durch das schöne Schwabenland. Eines Abends hatten sie sich im Walde verirrt. Sie wußten nicht mehr, wo aus und wo ein, so daß sie sich schon darauf gefaßt gemacht hatten, im Walde übernachten zu müssen. Mit einem Male aber stieg der Wald hügelan, und als sie oben anlangten, sahen sie eine verfallene Burg vor sich, das war die Schalksburg. Sie waren glücklich, wenigstens dies Unterkommen gefunden zu haben und suchten den Raum auf, der ihnen am besten schien. Hier wickelten sie sich in ihre Mäntel und legten sich auf ein Mooslager, das sie sich in einer Ecke zurecht gemacht hatten. Es war ihnen aber nicht lange Ruhe gegönnt. Sie wurden durch das ständige Klappern eines Fensterladens geweckt, den der Nachtwind hin und her bewegte. Da sie durch das Geräusch keine Ruhe mehr fanden, richteten sie sich auf, lehnten sich mit dem Rücken an die Mauer und unterhielten sich. Der Wind trug die Glockenschläge einer Kirche herüber, sie hörten es elf schlagen, hörten jedes Viertel der zwölften Stunde und schließlich Mitternacht. Da wurde den Jünglingen unheimlich zumute, zumal sich jetzt in der Ruine ein seltsamer Schein auszubreiten begann. Der Schein nahm zu an Helligkeit, bis alles im Raume ge-

spenstisch schimmerte. In diesem fahlen Lichte schwebten zwei schöne Jungfrauen. Ihre Züge drückten aber nicht Anmut, Fröhlichkeit und sonniges Wesen aus, nein, eine Schwermut ohnegleichen verkündeten sie. Den Jünglingen traten Tränen in die Augen, als sie in das leidzerwühlte Antlitz der Mädchen blickten. So standen sie schweigend einander gegenüber. Die Mädchen, erst still ihrem Schmerze hingegeben, rangen dann verzweifelt die Hände, und ihre Tränen perlten in den Staub nieder. Da überwand der eine der Brüder seine Angst und Scheu und fragte die Jungfrauen, was ihnen fehle.

Sie erzählten, daß diese Burg einstmals ihre Heimat gewesen sei. Es mögen wohl bald zweihundert Jahre vergangen sein, seit sie in die Familiengruft unter der Burgkapelle versenkt worden seien. Aber ihre Seelen hätten keine Ruhe gefunden. Sie hätten ein gar sündiges Leben geführt, den Armen nichts gegönnt und ihre Schätze so vergraben, daß niemand einen Nutzen davon haben konnte. Darum seien sie verdammt, als Geister zu irren, bis zwei rechtliche Jünglinge gewillt seien, ihre Erlösung zu vollbringen. Die Jünglinge sagten darauf, daß sie ein gnädiges Geschick hierher geleitet habe, sie fühlten sich als erwählt, das Werk auszuführen. Nun verkündeten die Mädchen den jungen Burschen, wie die Erlösung zu geschehen habe. In dem Walde, der sich um diesen Hügel ausbreite, befinde sich nur ein Ahornbaum. Den sollten sie suchen, und wenn sie ihn gefunden hätten, sogleich fällen. Dann sollten sie eine Wiege daraus machen und ein Kindlein hineinlegen, das in dieser Nacht geboren sei. In der Nacht, die darauf folge, sollten sie dann wieder in der Ruine sein.

Die Jünglinge vollbrachten getreulich den Auftrag. Sie fanden den Ahornbaum, fällten ihn, zimmerten eine Wiege daraus, fanden auch ein Kindlein, das in der

letzten Nacht geboren war und legten es hinein. Nachdem sie also alles getan hatten, begaben sie sich in der folgenden Nacht wieder in die Burg. Sie lagen auf derselben Stelle und warteten. Als es Mitternacht schlug, erschienen die Geister, aber sie waren verwandelt. Aller Kummer war entflohen, und ein verklärtes Leuchten lag auf den Gesichtern, daß die Erlöser ganz andächtig wurden. Die Mädchen dankten den beiden Jünglingen und sagten ihnen dann, sie möchten aufstehen und ihnen folgen. Die Angeredeten taten es und gingen den Gestalten nach, die langsam, alles mild beleuchtend, vor ihnen her schwebten. Sie überschritten den Burghof und traten in einen kleinen Raum. Eine Tür öffnete sich, es ging abwärts in einen tiefgelegenen Keller. Herzklopfend folgten die Jünglinge. Da standen die beiden Geister vor einer Platte mit einem Ringe. Sie befahlen den Burschen, die Platte aufzuheben und sich den Schatz zu nehmen, der darunterliege. Wie erstaunten die Glücklichen, als sie die Platte hoben und den Reichtum entdeckten, der nun ihr Eigen sein sollte. „Macht schnell, nehmt euch, solange es Zeit ist! Bald ist die Stunde vorbei, dann versinkt der Schatz, und nie mehr tritt er hervor.“ Das ließen sich die beiden nicht zweimal sagen, und sie schleppten in den oberen Raum, was sie nur konnten. Als die Glocke ein Uhr schlug, ertönte ein Donnerschlag. Alsbald fiel die Türe zur Schatzkammer dröhnend zu, die Jünglinge fühlten einen kühlen Hauch auf ihrer Stirne, sie waren allein und verwachten den Rest der Nacht bei ihren Schätzen. Die Jungfrauen aber waren endlich erlöst und konnten den langersehnten Frieden finden.

Die geheimnisvolle Rose.

Es war einmal ein armer Student, der hatte sich an der Weisheit der Welt müde gehungert und wollte nun bei den Franziskanern Zuflucht suchen. Er kam an die Klosterpforte, man ließ ihn ein und antwortete ihm, als er seine Bitte vorbrachte, wenn er fünfzig Gulden, die für die Klosterkleidung erforderlich seien, herbeischaffen könne, dann solle er aufgenommen werden.

Traurig verließ der Schüler das Kloster und begann nun einen Bettelgang, um das verlangte Geld zusammen zu bringen. Wie lange dauerte es aber, bis ein Gulden, bis zwei beisammen waren! Viele, viele Straßen mußte er wandern. Zu essen bekam er reichlich, daran fehlte es nicht. Aber Geld! Er bat um einige Kreuzer und gab auch den Grund an, warum. Manchmal hatten die Leute Mitleid; aber meistens schalten sie ihn einen Lügner, der den Leuten auf leichte Art das Geld aus der Tasche stehlen wolle. Er sah das Schwierige dieser Forderung ein und begab sich mit dem Wenigen, das er erbettelt hatte, ins Kloster zurück und bat, man möchte ihn doch in Gottes Namen aufnehmen und ihm das Geld erlassen. Aber die Oberen blieben hart, sie schickten den armen Gesellen fort.

Er rettete sich nun in eine Kirche und fiel betend vor einem Marienbilde nieder, um Frieden für seine Seele bittend. Er lag auf den Stufen des Altars, die gefalteten Hände auf dem Fußboden, und das Gesicht darauf ge-

stützt. Wie er so in sich versunken lag, hatte er einen Traum. Maria erschien ihm und befahl ihm, auf das Donaufeld bei Lauingen hinauszugehen. Dort werde er ein Loch in der Erde finden und nicht weit davon einen Hirtenknaben mit einer Herde. Der Knabe würde eine Rose in der Hand halten, und diese solle er ihm mit Höflichkeit und freundlichen Worten, auf keinen Fall mit Gewalt, abnötigen. Hätte er die Rose, dann solle er in das Loch gehen, bis er auf eine eiserne Türe stoße.

Der arme Heimatlose stand auf und dachte, der Traum müsse doch einen Grund haben. Er ging aber nicht, sondern kehrte am nächsten Tage zurück, legte sich wieder auf die Stufen vor dem Marienaltar, und siehe, er hatte denselben Traum. Da machte er sich auf und wanderte der bezeichneten Stelle entgegen. Er entdeckte das Loch, den Hirten mit der Rose in der Hand und die Herde. Der Student begab sich klopfenden Herzens zu dem Knaben und erbat mit schmeichelnden Worten die schöne Blüte. Der Knabe weigerte sich und sagte, er habe die Rose wider das Verbot seines Vaters gepflückt, der es nicht wollte, da nur noch zwei Blüten vorhanden waren. Er hätte aber der Lockung nicht widerstehen können und habe sich die eine mitgenommen. Er dürfe sie also nicht fortgeben. Der Arme bettelte und bat jedoch so flehentlich, daß der Hirte ihm die Rose endlich gab.

Er ging nun zu dem Loche, drang ein und mußte ein ziemliches Stück auf Händen und Füßen kriechen, bis er die bezeichnete Tür erreichte. Er wußte nun nicht, was weiter zu tun sei und tastete mit einer Hand umher, um eine Klinke oder einen Schlüssel zu finden. Schließlich nahm er die Rose und glitt mit ihr die Türfläche auf und ab, ob er vielleicht so ein Löchelchen fände, das die Möglichkeit zum Öffnen böte. Wie von einer geheimnisvollen Macht gezogen, wurde der Stiel dem

Schlüsselloche zugeführt. Er rutschte hinein, und die Türe sprang auf. Zu seinem größten Erstaunen erblickte er drei matt erleuchtete Räume vor sich. Er richtete sich auf und sah im ersten einen großen Tisch in der Mitte stehen und an den Wänden uralte Waffen hängen. Auf den Tisch legte er seine Rose und suchte im Raume umher, fand aber nichts, was für ihn hätte von Wert sein können. Er begab sich dann in den nächsten Raum, in dem mehrere mit Silber gefüllte Truhen standen. Er stopfte seine Taschen so voll, wie es nur irgend möglich war. Als er das getan hatte, ertönte plötzlich eine Stimme, die rief: „Vergiß das Beste nicht!" Er dachte über den Sinn der Worte nach und war der Meinung, daß er sicher noch Wertvolleres finden müßte. Deshalb entleerte er seine Taschen wieder und ging in den dritten Raum, in dem er auch einige Truhen fand, die nur Gold enthielten. Er füllte seine Taschen wieder und glaubte, mit diesem Schatze nun die unterirdischen Räume verlassen zu können. Aber wieder rief die Stimme: „Vergiß das Beste nicht!" Sofort schüttete er das Gold aus seinen Taschen wieder in die Truhen und suchte im ganzen Gewölbe umher. Da fand er einen ziemlich großen Kasten, der war voll der herrlichsten Juwelen. Es war uralte Goldschmiedearbeit, die er da fand, und Edelsteine von einer Größe und einem Glanze, wie er sie noch nie gesehen hatte. Er nahm, soviel er in seinen Taschen unterbringen konnte und verließ den Raum. Nun schien er das Beste gefunden zu haben, denn die Stimme tönte nicht noch einmal. Er durchschritt die Silberkammer, die Waffenkammer und kroch in den Gang zurück. Im selben Augenblick schlug die Türe dröhnend ins Schloß, und schaurig tönten ihm die Worte ins Ohr: „Du hast das Beste vergessen!" Da fiel ihm ein, daß er die Rose auf dem Tische hatte liegen lassen. Er bedauerte diesen Ver-

lust aber nicht weiter, er hatte genug, um nun seinen Eintritt ins Kloster bezahlen zu können.

Der Rückzug aus dem Erdgange schien ihm diesmal eine Ewigkeit zu dauern. Besonders schrecklich war ihm dabei zumute, da er auf dem ganzen Wege von einer heulenden Meute umgeben war, deren Stimmen ihn von allen Seiten umklangen. Endlich erreichte er die Oberwelt. Dankbar begrüßte er die Sonne und blickte umher. Der Hirt mit seiner Herde war nicht mehr zu sehen.

Der Student begab sich sofort ins Kloster und zeigte den Oberen seine Schätze, genau den Hergang erzählend, wie er zu ihnen gekommen war. Aber man glaubte ihm nicht. Die Schätze wurden ihm abgenommen, er wurde in Haft behalten, und dann machte man überall bekannt, daß kostbare Juwelen sich im Kloster befänden, die irgendwo entwendet worden sein müßten. Die Boten kamen jedoch alle zurück, es habe sich niemand gemeldet, der solch kostbares Geschmeide verloren habe. Nachdem die Oberen noch eine Zeitlang gewartet hatten, übergaben sie die Angelegenheit der Kaiserin zur Entscheidung. Diese bestimmte, daß die Juwelen Eigentum des Klosters sein sollten, und daß der Finder der Kleinode in das Kloster aufzunehmen sei. Also geschah es. Aber der junge Mönch konnte sich nicht lange am Klosterfrieden erfreuen. Bereits nach einem und einem halben Jahre starb er.

Von irrenden Seelen und von Wahrzeichen

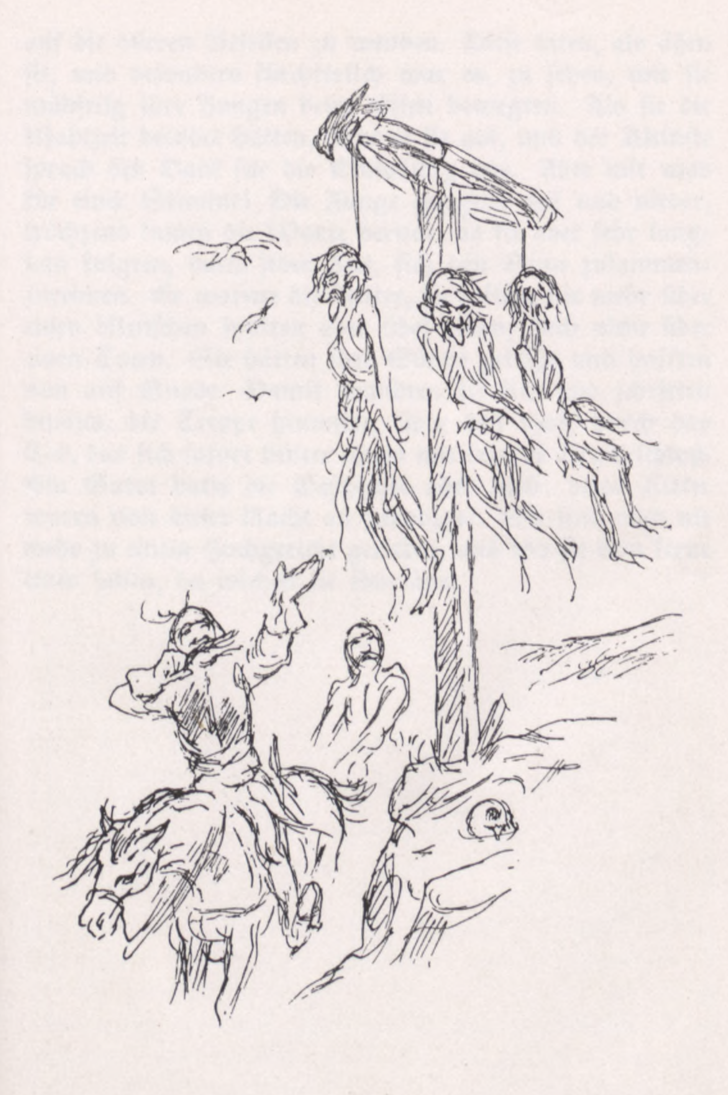
Die Galgenbrüder als Gäste.

Ein Ritter Speet, der seiner mannigfachen Abenteuer wegen der Wildhans hieß, hat einmal eine ganz schauerliche Geschichte erlebt, die auch im Übermut ihren Ursprung hat. Dieser Ritter hatte einen Vetter, der fast noch wilder zu nennen war. Beide ritten eines Sonnabends über Feld und kamen an einem Hochgericht vorüber. Am Galgen hingen drei Übeltäter, drei lange, dürre Gestalten. Die Ritter blieben vor den Hängenden stehen, die in der Gaunersprache Feldglocken genannt werden. Leicht schaukelten sie hin und her und hätten eher zur Nachdenklichkeit stimmen müssen. Die beiden Ritter ergingen sich in spöttischen Bemerkungen über jeden der armen Sünder, und zuletzt lud der Wildhans die drei zum Nachtmahl ein: „Ihr drei dürren Brüder, was hängt ihr so langweilig da? Kommt zu mir und seid meine Gäste!" Diese Worte waren dem Vetter doch zuviel, und er machte dem Wildhans Vorwürfe ob dieses Redens. „Was soll geschehen?" meinte der; „die drei hängen tot und halbvertrocknet da, ihnen tut nichts mehr weh." So ritten sie weiter und kamen spät abends nach Hause.

Bald wurden sie zum Nachtessen gerufen, sie folgten gerne und setzten sich fröhlich zu Tisch. Kaum aber hatten sie sich die ersten Bissen schmecken lassen, da kam ein Diener herein, es stünden ihrer drei vorm Tore, die hätten angeklopft und begehren Einlaß. Sie ließen sagen, sie

seien die drei dürren Brüder und kämen, um das Nachtmahl mit den Herren einzunehmen. Dem Ritter Wildhans blieb der Bissen vor Schrecken im Munde stecken, als er diese Botschaft hörte. Sein Spottgerede fiel ihm ein, und er hätte wer weiß was gegeben, wenn er die Worte hätte zurücknehmen können. Sie waren gesagt, und er versuchte nun, die unangenehmen Gäste loszuwerden. Deshalb befahl er, ihnen zu melden, sie möchten sich dorthin scheren, wo sie hergekommen wären! Sie hätten sich um seine Rede nicht zu kümmern, er wolle mit ihnen nichts zu tun haben. Mit dieser Antwort waren die drei nicht zufrieden, sie ließen mitteilen, der Ritter habe sie geladen, sie wären erschienen und begehrten Einlaß. Wenn er sie nicht gutwillig einlassen wolle, dann würden sie schon Wege finden, um zu ihrem Rechte zu kommen. Den Rittern lief ein eisiges Gribbeln den Rücken hinauf und hinunter, als sie diese Botschaft vernahmen, besonders als der Diener auch das schreckenerregende Aussehen der armen Sünder beschrieb. So Furchtbares hatte der Wildhans noch nie erlebt. Er saß ganz in sich zusammengeduckt und wußte nicht, was tun. Er beriet mit seinem Vetter und den Dienern, was er nun machen solle. Sie alle rieten ihm, sein Versprechen einzulösen und die Gäste einzulassen. Er würde es sicher bereuen, wenn er die Gesellen abwiese.

Sie wurden also eingelassen. Langsam stiegen die Galgenbrüder die Treppe herauf und traten in den Saal ein, in dem ein eisiges Schweigen herrschte. Fast schien es, als brannten die Kerzen dunkler. Die unheimlichen Gäste schritten zum Tisch und setzten sich den beiden Rittern gegenüber. Das gesamte Hausgesinde folgte nach, es war wie eine Totenversammlung. Die Ritter konnten keinen Bissen essen, sie saßen, und eine unheimliche Gewalt schien sie immer wieder zu zwingen, ihre Augen



auf die dürren Gesellen zu wenden. Diese taten, als äßen sie, und besonders fürchterlich war es, zu sehen, wie sie mühselig ihre Zungen beim Essen bewegten. Als sie die Mahlzeit beendet hatten, standen sie auf, und der Kleinste sprach den Dank für die Einladung aus. Aber mit was für einer Stimme! Die Zunge gurgelte auf und nieder, krächzend kamen die Worte hervor, da sie aber sehr langsam folgten, hatte jeder Zeit, sich den Sinn zusammenzureimen. Er warnte die Ritter, sie sollten nie mehr über einen Menschen spotten oder übel reden, auch nicht über einen Toten. Sie hätten ihre Sünde gebüßt und hofften nun auf Gnade. Damit wandten sie sich und schritten hinaus, die Treppe hinunter, über den Hof, durch das Tor, das sich sofort hinter ihnen mit lautem Krach schloß. Ein Gutes hatte die Geschichte aber doch: beide Ritter waren von dieser Nacht an geruhiger. Sie sind auch nie mehr zu einem Hochgericht geritten, und wo sie von ferne eines sahen, da wichen sie ihm aus.

Der Schmeller von Ringingen.

Der Ritter Schmeller von Ringingen war ein gar hartherziger und grausamer Mann, von dem auch nicht ein gutes Wörtlein zu vermelden, nicht eine gute Tat zu verkünden ist. Einem Unwetter vergleichbar irrte er durch sein Leben; denn wo er hinkam, folgte Unheil seinen Schritten. Selbst seine Gattin und seine drei Töchter konnten sich nicht rühmen, freundlich von ihm behandelt worden zu sein. Daß er keinen Sohn hatte, verdroß ihn sehr. Aus einem Sohne hätte er etwas machen können; einen Herrn wie er selbst, der ohne Rücksicht nur das tut, was er für gut und richtig hält.

Einer jedoch nahm keine Rücksicht auf ihn: der Tod! Aller Trotz prallte wirkungslos an einem ab: am Tode. Es war ein heißer Kampf, bis sich der Schmeller ergab. Aber endlich lag der Leib doch starr und steif in seiner dunklen Gruft bei den Ahnen, während die Seele keine Ruhe gefunden hatte. Die Last der bösen Taten war so groß, daß das Unsterbliche des Ritters ein Poltergeist ohnegleichen wurde. Es war manchmal so, als irre nicht nur eine verzweifelte Seele umher, nein zehn, zwölf, zwanzig, ja hundert.

Sein Unwesen trieb er indes nur im Schlosse. Im Freien benahm er sich friedfertiger; die Bauern trafen ihn genau so, wie sie bei Lebzeiten gewohnt waren, ihn zu sehen, im Walde beim Holzfällen, auf dem Felde beim Ackern, auf den Wiesen beim Heuen. Anfangs entflohen die Arbeitenden. Als sie jedoch bemerkten, daß der Geist

friedlich seines Weges ritt und sogar grüßte, wurden sie vertraulicher. Es kam sogar vor, daß er mit dem einen oder dem anderen einige Worte sprach.

Die Nächte im Schlosse wurden immer unerträglicher; da tobte er sich aus. Seine Familie und das Hausgesinde beunruhigte er derart, daß sie gezwungen waren, den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage zu machen. Zuletzt wurde sein Treiben so arg, daß die Witwe das Gesinde entließ und mit ihren Töchtern ein anderes Besitztum, Rottenburg am Neckar, bezog. Die arme Frau hatte sich getäuscht. Punkt zwölf Uhr in der ersten Nacht begann ein Poltern, als regne es Holzklötze. In den entferntesten Winkeln war es vernehmbar, so daß niemand Ruhe fand. Das dauerte bis zum ersten Hahnenschrei, danach konnten sie ungestörter Ruhe sich hingeben. Die Witwe war unglücklich. Sie wußte nicht, was zu tun sei, und bald lebte sie mit allen Insassen des Hauses in Rottenburg genau so wie in Ringingen.

Daß der Geist hier wie dort in gleicher Weise polterte und sein Unwesen trieb, mußten einmal eine Schar Bauernburschen aus dem Orte Ringingen erfahren. Das Gesinde hatte viel erzählt und verschiedene junge Leute lüstern gemacht, zu erleben, was eine Gespensternacht im Schlosse sei. Sie drangen in das verödete Schloß ein, wo sie bis kurz vor Mitternacht zechten und lärmten. Dann wurden sie stiller und stiller, breiteten mitgebrachte Decken aus und legten sich auf den Fußboden zum Schlafe nieder. Aber keiner fand Ruhe. Die zunehmende Kühle trug auch das ihre dazu bei, die Lage immer unbehaglicher zu machen. Es wagte sich aber auch keiner der Burschen aufzustehen und ein Feuer im Ofen anzufachen, der so breit und behaglich im Raume stand. Ja, hätte man den Wärmespender vom Saale aus heizen können, dann wäre es für jeden leicht gewesen.

Aber kurz vor Mitternacht auf den Gang hinausgehen, das war für die tapfere Schar zuviel.

Als es Mitternacht schlug, zogen die meisten der Burschen die Decken über den Kopf. Sie hatten noch nichts erlebt, und doch sehnte sich jeder nach Hause und wünschte im eigenen Bett zu liegen. Plötzlich ertönte ein Geräusch. Tapp, tapp, tapp, kam es die Treppe herauf, lauter und lauter. Im Saale war kein Laut mehr zu hören; man fühlte förmlich das kalte Rieseln in den Wirbeln der Liegenden.

Mit einem Male wurde es warm. „Der Schmeller heizt ein!" flüsterte der zunächst am Ofen Liegende. In den Burschen erwachte etwas von Zärtlichkeit für den Ritter, als die Wärme nach und nach die kalten Glieder durchströmte. Sie bemerkten aber bald, daß der Rittergeist ganz andere Absichten hatte. Er wollte den frechen Eindringlingen nicht nur warm, er wollte es ihnen heiß und immer heißer machen, sie wohl gar in Hitze ersticken. Die jungen Leute wagten nicht, sich zu rühren. Die Angst bannte sie fest, trotzdem sie kaum noch atmen konnten. Nur die Decken hatten sie abgeworfen, das war aber auch das einzige Zeichen von Mut. Da — als schon ein paar ohnmächtig zu werden drohten — sprang plötzlich die Tür auf, schaurig lachend stand der Schmeller auf der Schwelle, und mit krächzender Stimme fragte er die Burschen, ob es nun warm genug sei. Dann knallte die Tür wieder zu, der Geist war verschwunden. Eine leichte Besserung hatte der kühle Luftstrom gebracht, der mit dem Erscheinen des Ritters in den Saal geflutet war.

Es verging noch eine Weile, bis einer der Burschen es wagte, aufzustehen und ein Fenster zu öffnen. Aber zum Schlafen kam keiner. Eine endlose Zeit dauerte es, bis der neue Tag kam, der alle Schrecken der Nacht auflöste. —

Da der Schmeller den Seinen auf der Rottenburg keine Ruhe ließ, zogen diese es vor, nach Ringingen zurückzukehren und den Haushalt wieder einzurichten. Der Geist schien indes an dem Hin- und Hergespenstern Gefallen gefunden zu haben. Er tauchte jetzt, Bekannte beunruhigend, an den verschiedensten Orten auf.

Einmal befand sich ein Ritter von Kniller auf dem Wege nach Ringingen, der wußte noch nichts vom Tode des Schmeller, da er eben von einer Kriegsfahrt zurückgekehrt war. Er traf ihn im Walde und begrüßte ihn wie einen Lebenden. Als Schmeller den Bekannten darüber aufklärte, daß er nicht lebendig, sondern ein Gespenst sei, lachte der ihn aus und fragte, ob er vielleicht krank sei oder zu tief in den Krug geguckt habe. Der Geist war empört, daß der Kniller an seiner Eigenschaft als Gespenst zweifelte. Der Ritter lachte daraufhin noch mehr, und er meinte: „Schmeller, lebendiger und gesünder habe ich Euch lange nicht gesehen! Verzeiht mir, aber Euren Reden nach zu urteilen seid Ihr wohl hier oben nicht ganz in Ordnung!“ Und er deutete dabei auf die Stirn. Schmeller beteuerte, sein Leib sei wahrhaftig begraben. Das Sterbliche liege in der Schmellergruft zu Ringingen; was er hier sehe, das sei ein Gespenst, verflucht umherzuirren, weil er im Leben nur Unrecht getan habe. „Nehmt meine Hand, Kniller!“ — Der Ritter tat es, aber es schien ihm, als griffe er nur eiskalte Luft. Schauer rieselten durch seinen Körper, in den Haarspitzen fühlte er ein Zucken, und ein leises Grauen begann in ihm aufzukeimen. „Nun,“ meinte der Schmeller grinsend, „seit Ihr jetzt von meinem Tode überzeugt?“ — „Möge Gott Euch gnädig sein, Schmeller, und Eurer Seele Frieden geben!“ antwortete der von Kniller und wollte weitergehen. Das Gespenst stellte sich ihm jedoch in den Weg und sprach bittend: „Kniller, Ihr seid der

erste, der mir ein freundliches Wort gegönnt hat. Hört mich an! Habt die Güte und besucht meine Frau, erzählt ihr, was ich Euch jetzt sage! Fragt sie, ob sie, als meine Gattin, nicht einmal den Mut habe, zu fragen, warum ich ihr die Nachtruhe nehme! Sagt ihr, sie möchte endlich Erbarmen haben und alles tun, was meine Erlösung bewirkt: Getanes Unrecht gut machen. Was zu tun ist, das darf ich nicht sagen, darauf muß sie selbst kommen. Ich bitte Euch, Kniller, hört mir weiter zu!" Der Ritter nickte, und Schmeller fuhr fort: „Zum ersten habe ich oftmals durch wilde Jagden den armen Leuten die Früchte auf den Feldern zerstampft. Wo einer emporkommen wollte, habe ich dazu beigetragen, daß ihm dies nicht gelang; wo einer unterzugehen begann, da half ich, daß es noch schneller mit ihm bergab ging. Zum zweiten habe ich ohne Gunst dem einen gegeben, dem anderen genommen, ich machte mir kein Gewissen daraus, ob es recht oder unrecht war. Zum dritten habe ich allen meinen Untertanen zu Ringingen verboten, eigene Backöfen zu besitzen oder zu bauen. Ich habe streng darauf geachtet, daß dieses Verbot eingehalten wurde, und rücksichtslos habe ich die bestraft, die beim Brotbacken im Hause ertappt wurden. Dagegen habe ich einen Gemeindebackofen errichten lassen, einen Bäcker angestellt, bei dem alle im Orte haben backen lassen müssen, ganz gleich, ob dies ihnen gelegen oder ungelegen war. Dem Bäcker mußte jeder den zwanzigsten Laib als Zins geben, und ich selbst habe mir von dem Bäcker auch hohen Zins bezahlen lassen. Nachdem die Gemeinde zu Ringingen verschiedene Gesuche an mich gerichtet hat, ihr mit mehr Nachsicht und Gerechtigkeit entgegenzukommen, habe ich zum vierten eine Kälberweide eingezogen und für mich zum Nachteil der armen Leute Wiesen daraus machen lassen. So könnte ich noch viele Stücke aufzählen, die mit dazu

beigetragen haben, daß ich nun in dieser großen Marter und Pein umherirren muß. Was meine Frau, meine Kinder und mein Gesinde zu erdulden hatten, das brauche ich Euch nicht zu erzählen, das wissen die Meinen selbst, die zu besuchen ich Euch nochmals dringend bitten möchte. Sagt meiner Frau, sie möchte sich meiner erbarmen und mir zur Erlösung verhelfen, indem sie getanes Unrecht gutmacht. Nehmt dieses Hütlein mit zum Zeichen, und übergebt es meiner Frau. Daran wird sie erkennen, daß Ihr in Wahrheit mit der irrenden Seele des Schmeller gesprochen habt." Damit übergab er dem Kniller ein Hütlein und bemerkte noch: „Wenn Ihr jetzt von mir gehet, dann hütet Euch, mir nachzusehen! Es möchte Euch sonst übel ergehen!" Kaum hatte der Schmeller das letzte Wort gesprochen, da war er verschwunden. Kniller gedachte aber sogleich der warnenden Worte, wandte sich in die Richtung seines Weges und ging weiter. Nachdem er einige Schritte zurückgelegt hatte, erhob sich hinter ihm ein solches Schreien, Prasseln und Tosen, daß selbst dem Mutigsten angst und bang geworden wäre. Kniller, so sehr er auch fürchtete, der Schmeller könnte ihm etwas antun, blieb standhaft und hielt seine Augen starr nach vorwärts gerichtet. Als sich der Wald mehr und mehr lichtete, und Ringingen auftauchte, wurde es hinter ihm ruhiger. Auf freiem Felde angelangt, blieb der Ritter aufatmend stehen, wagte aber trotz der eingetretenen Stille noch nicht, einen Blick rückwärts zu tun.

In Ringingen angekommen, begab er sich sogleich auf das Schloß. Die Witwe empfing ihn entsetzt; denn Haar und Bart waren durch die Erlebnisse der letzten Stunden weiß geworden. Er berichtete getreulich wieder, was ihm der Geist erzählt hatte, übergab der Witwe auch das Hütlein, die es nur mit den Fingerspitzen ergriff und sofort fallen ließ. Als sich der Ritter danach

bücken wollte, verschwand es. Beide standen eine Weile sprachlos. Die Witwe bemerkte dann leise: „Schmeller ist hier! Dank für Eure Botschaft, Ritter! Was meint der Geist aber mit den Worten ‚Getanes Unrecht gutmachen'? Es ist durch ihn soviel Unrecht geschehen, daß ich nicht weiß, wo ich beginnen soll." Der Ritter bemerkte darauf, sie müsse wohl wissen, was notwendig sei, um den Geist des Gatten zu erlösen. Damit verabschiedete er sich und ging.

In der Zeit, die nun folgte, war das Gespenst toll. Im Winter blies es die Öfen aus, daß die Bewohner des Schlosses immer froren. Im darauffolgenden Sommer heizte der Geist ganze Nächte hindurch, daß die Bewohner fast zu ersticken drohten. Keiner wagte sich zu rühren, sie litten schweigend die Pein. Das Holz schleppte er sich selbst herbei, wenn es versteckt worden war. Es half kein Mittel wider ihn, seinen Ränken war niemand gewachsen. In der Küche hauste er ebenso wild; er vertrieb das Gesinde und heizte den Herd so ein, daß die Speisen verkohlten. Er zerschlug das Geschirr, er warf alles durcheinander, daß sich bald keine Dienstboten mehr auf das Schloß wagten.

Die Herrin von Ringingen sagte wohl oft den Spruch vor sich hin „Getanes Unrecht gutmachen", aber sie kam nicht darauf, auf welche der unzähligen Sünden der Geist ihres toten Gatten anspielte. Auf nicht gerade angenehme Weise wurde es ihr eines Nachts offenbar. Der Schmellergeist hatte es mehr und mehr auf seine Frau allein abgesehen, und wie es schien, je mehr sie sich mit dem Spruche beschäftigte. Er beunruhigte sie in ihrem Schlafgemach derart, daß sie kaum dazu kam, eine Auge zu schließen. Er drohte, sie aus dem Fenster zu stürzen, damit sie, gleich ihm, unerlöst umherirren müsse.

Während einer kalten Nacht, die Frau lag fröstelnd und

überwach unter ihren Decken, zermürbt von der Unruhe des Geistes, da kam er auf einen merkwürdigen Einfall. Er riß alle Decken vom Körper der Frau hinweg, nahm die vier Ecken des Lakens, band sie zusammen und schleppte die vor Entsetzen Ohnmächtige ans Fenster, öffnete es und hielt sie also eingepackt hinaus. Er wartete, bis sie wieder zu sich kam, sie weinte und flehte und bat ihn, ihr doch zu sagen, welches Unrecht vor allem gutzumachen sei. Er schrie sie an: „Getanes Unrecht gutmachen! Hat dir der Kniller nicht erzählt, was ich ihm gebeichtet habe?“ Sie überdachte in aller Angst und Pein noch einmal die Worte des Ritters, und als ihr „Wiese“ und „Backofen“ in den Sinn kamen, da fing das Gespenst an zu lachen, hob sein Paket herein und brachte es zurück. Als die Geplagte wieder richtig im Bewußtsein ihrer Lage war, hörte sie noch immer das Lachen des Geistes. Es verhallte mehr und mehr, und nachdem es verstummt war, lag die Frau in einem Schlafe, wie sie ihn lange nicht mehr gehabt hatte.

Froh erwachte sie am anderen Morgen, und als sie bereit war, rief sie sofort ihre Amtsleute herbei. Alle Vorbereitungen wurden getroffen, um sämtliche Backöfen der Gemeinde Ringingen aufzubauen. Indes durfte der Backofen, den der Herr hatte bauen lassen, umsonst benützt werden. Ferner gab sie die geraubte Weide wieder zurück und mühte sich auch sonst, die Wunden zu heilen, die ihr Gatte geschlagen hatte.

Je weiter all das Vorgenommene zur Ausführung kam, desto ruhiger wurde der Geist. Als nun der Zwangsofen abgerissen war und die Bewohner von Ringingen zum ersten Male nach langer Zeit wieder die eigenen Öfen heizten, um ihr Brot zu backen, da war die Seele des Ritters Schmeller von Ringingen erlöst. Von der darauffolgenden Nacht an war er nicht mehr zu hören.

Das Mühlfräulein.

Unterhalb Döschingen an der Eger steht die sogenannte obere Mühle, die schon vor mehr als 400 Jahren im Besitze der Herren von Westerstetten war. Westlich der Mühle liegt ein hoher Bergrand, der Mühlberg. Ist man oben angelangt, dann befindet man sich auf einer Hochebene, auf der schöne Laubwaldungen erquickend ausgebreitet sind. Hierher kamen die Ochsenbuben mit ihrem Vieh, wenn die Erdbeeren reif waren, auch die übrigen Kinder suchten dann den Wald gern auf, um die Beeren zu sammeln und sich nach Herzenslust satt zu essen.

Wenn nun die Buben mitten im eifrigsten Pflücken und Essen waren, auch allerhand Mutwillen ausübten und dabei des Viehes vergaßen, dann geschah es oftmals, daß ihnen durch irgendeinen Geist, der im Walde hauste, Schabernack angetan wurde. Das Vieh war auseinander gelaufen, stundenlang suchten sie manchmal und fanden es endlich in einem Dickicht versteckt, an dem sie schon oft im Suchen vorbeigelaufen waren. Wie die Tiere in das Gestrüpp hineingeraten waren, konnten sich die Jungen nicht erklären. Denn die Ochsen standen so dicht umwachsen, daß sie herausgehauen werden mußten. Nachdem dies einige Male vorgekommen war, bekamen die Buben große Angst vor dem schönen, beerenreichen Walde und wagten sich gar nicht mehr hinein.

Unter den Knaben, die vordem oft in den herrlichen Wald gelaufen waren, war auch einer, der unterließ es

nie, wo er auch war, seine gewohnten Gebete zu sprechen. Einst suchte er eine einsame Stelle im Walde auf, kniete nieder und war bald so in Andacht versunken, daß er alles um sich her vergaß. Nachdem die Andacht beendet war, erhob sich der Junge wieder, aber wie erstaunt war er, er befand sich auf einmal nicht mehr im Walde, sondern in einer gar herrlich geschmückten Kapelle. So schön, so prächtig, so vom Golde strahlend war alles, daß er glaubte im Paradiese zu sein. Die Fenster leuchteten in den herrlichsten Farben, der Altar war aus glänzendem Marmor aufgebaut, die Säulen mit goldenen Kränzen umwunden, und das Gemälde zeigte die Himmelfahrt der Maria. Er hatte immer geglaubt, wie wunderschön die neue Pfarrkirche seines Ortes sei; gegen diese Kapelle aber verblaßte alles. Nachdem er sich in ihr genug umgesehen und erquickt hatte, wollte er auch seine Kameraden rufen, um ihnen die Wunder zu zeigen. Bei jedem Schritte hinaus blickte er sich um, ob das Bild auch nicht verschwinde. Er kam vor die Türe, unter die Eingangshalle, an die Treppe, er drehte sich noch einmal um, das Bild war unverändert. Dann sprang er die Stufen hinunter, eilte ein Stück in den Wald hinein und rief nach seinen Kameraden. Sofort wandte er sich wieder zurück, aber alles war verschwunden. Den herbeigeeilten Mithütern konnte er nur erzählen, was für ein schönes Gotteshaus er gesehen habe und was für Herrlichkeiten sich darin befunden hätten. Der Junge konnte das Erlebnis nicht vergessen. Immer wieder suchte er im Walde umher, aber die schöne Kapelle fand er nicht wieder.

Ein anderes Mal, als der Sommer schon seine Höhe erreicht hatte, die Beeren reif waren und die Kinder sich im Walde damit vergnügten, die Köstlichkeiten einzusammeln, war ein Mädchen weiter in den Wald hinein-

geraten, an eine Stelle, wo ein Felsen aufragte. Es war so in das Pflücken vertieft, daß es gar nicht bemerkte, wie allein es mit einem Male war. Da endlich war das Körbchen voll, das Mädchen stand auf, und nun ward ihm doch ein bißchen ängstlich zumute. Es blickte auf, sein Auge fiel auf den Felsen. Da saß ein schönes Fräulein in der Tracht vergangener Zeiten. In der einen Hand trug die Jungfrau einen Blumenstrauß, und die andere winkte dem Kinde zu. Dabei blickten die Augen gar liebevoll, und ein holdes Lächeln verklärte ihren Mund. Liesette aber fürchtete sich und sprang leichtfüßig fort. Sie holte schnell die älteren Gespielinnen; als sie jedoch wieder an den Felsen kamen, war das Fräulein verschwunden. Sie hörten nur noch leises Weinen und Klagen. Die Jungfrau trauerte, daß niemand den Mut habe, ihr näherzukommen, so könnte sie niemals erlöst werden. Während der Nächte in der Adventszeit soll es auf dem Mühlberge besonders unheimlich sein. Da wird man von Weinen und Wehklagen verfolgt. Es soll das Mühlfräulein sein, das also umherirre. Aber niemand kümmert sich um sie, niemand will das Werk der Erlösung an der Irrenden vollbringen; denn es heißt, wer sie erlöse, der müsse nach drei Tagen sterben.

Der steinerne Mann.

Die Verbindungsstraße von Mauern über Ellenbrunn nach Hütting führt zwischen zwei Steinen hindurch, von denen der eine wie ein liegender Mann mit auf der Brust gekreuzten Armen aussieht, der andere, kleinere, wie ein Brotlaib. In der Nähe dieser Steine sollen vor Zeiten zwei Bauernhöfe gestanden haben, die die Lohnhöfe genannt wurden.

Einer der Lohnhöfbauern war sehr reich, aber auch sehr habsüchtig und hartherzig. Für ihn waren alle übrigen Menschen nur geschaffen, daß sie ihm umsonst und für schlechte Kost und Kleidung von früh bis spät dienten. Während der Erntezeit nun ging der Geizhals einmal auf das Feld, das seinem Hofe am nächsten lag, und traf wider Erwarten die Leute beim Frühstücken an.

Er wurde ganz puterrot vor Zorn und fing an zu fluchen und zu schreien, daß sich die Mägde zitternd bekreuzigten. Da stieß er die Worte aus, und seine Stimme überschlug sich fast dabei: „Ich wollte, ihr fräßet Steine statt Brot!"

Im selben Augenblick zuckten grelle Blitze nieder, und es donnerte furchtbar, als hätte sich die Erde geöffnet und wollte alles verschlingen. Die Schnitter und Mägde liefen entsetzt fort. Nachdem das Gewitter vorüber war, kamen sie zurück. Wie erschrocken waren sie, als sie ihren Herrn in einen Felsen verwandelt an der Straße liegen sahen, an der anderen Seite aber lag der Brotlaib, von dem sie gegessen hatten, gleichfalls als Felsen.

Das steinerne Brot.

Auch das gesegnete Schwabenland ist nicht von Hungersnot verschont geblieben. Einstmals war die Not so groß, daß selbst die Vorräte fast verbraucht waren, die der Adel und die reichen Bürger aufgehäuft hatten. Auf den Straßen bewegten sich die Züge der Hungernden, und an den Rändern saßen die Halbverhungerten, Kraftlosen und sehnten das Ende ihrer Not herbei. Es gab noch manche Güter, die Getreide in Hülle und Fülle hatten, die Klöster taten ihr Möglichstes, auch viele der Fürsten spendeten, soviel in ihren Kräften stand. Aber einige verschlossen hartherzig ihre Tore, aus Angst, selbst verhungern zu müssen, obwohl sie noch reichen Vorrat an allem hatten. Zu denen, die ängstlich ihre Vorräte behüteten und jeden anklopfenden Gabeheischenden vertrieben, gehörte eine Frau von Lichtenstein. Es wird erzählt, sie sei so hartherzig gewesen, daß vor ihrer Türe ein Verhungernder hätte liegen können, sie hätte nichts gegeben und nichts getan, um den Unglücklichen zu retten.

Eines Tages nun kam ein Bettler zu der Hartherzigen, dessen ganzes Sein Verzweiflung war. Tief lagen die Augen, die Wangen waren Höhlen, und die Backenknochen traten dadurch besonders scharf hervor. Die Finger, die er der Frau entgegenstreckte, waren wie Spinnenfüße und bleich wie die eines längst Erkalteten. Unheimlich, trocken und heiser klang die Stimme des Unglück-

lichen, so daß jeder gerührt sein mußte, der diese Gestalt des Elends sah. Wahrlich, ein furchtbareres Sinnbild der Not konnte sich niemand vorstellen, keines Künstlers Geist vermöchte, ihm noch entsetzlicheren Ausdruck zu verleihen.

In der Frau aber war jedes Gefühl des Erbarmens verschüttet. Sie hörte die Stimme, ohne Widerhall zu empfinden, sie blieb hart und hatte den Mut, einen kleinen Brotlaib vorzuzeigen, von dem sie behauptete, es sei der letzte, der im Hause vorhanden wäre. Da verwandelte sich der Bettler mit einem Male, seine Augenhöhlen brannten, seine zusammengekrümmte Gestalt wuchs auf, und er richtete den Blick starr auf die vor ihm stehende Lügnerin. Sie bemerkte mit Schrecken, daß das Brot in ihrer Hand schwerer und schwerer wurde. Zum Steinklumpen geworden, entfiel es ihrer Hand. Gleichzeitig ging eine Verwandlung in der Frau vor sich. Sie fing an zu weinen und versprach dem Alten, alles zu tun, was in ihren Kräften stand, um die Not zu lindern. Sie öffnete ihre Kornspeicher und Vorratsräume, und es schien, als sei das Geben eine Macht, die bereichere; denn sie hätte nie geglaubt, daß soviel Not mit den Vorräten zu lindern sei, von denen sie gemeint hatte, daß sie nicht einmal für sich und die Ihren ausreichen würden.

Das Blut der Gräfin von Heiligenberg.

Ein Graf von Heiligenberg war mit einer Gräfin von Kirchberg vermählt. Die Frau war sehr fromm und tugendhaft und hielt sich von allen gewöhnlichen Schwätzereien fern. Diese Zurückgezogenheit hat ihren Mitmenschen nicht gefallen, und es wurde viel Böses über die Gräfin gesprochen. Ganz besonders hinterbrachte man dem Grafen immer wieder, seine Gattin hielte es mit seinem Schreiber. Anfänglich hörte er nicht auf diese Stimmen. Aber eines Tages, als er nach längerer Abwesenheit wieder heimkehrte, war das Geraune so groß, daß der Graf zornbebend in die Kapelle rannte, in der seine Gattin sich gern aufzuhalten pflegte. Die arme Frau saß allein in ihrem Betstuhl, entsetzt schrie sie auf, als sie ihren Gatten mit erhobenem Schwert auf sich zustürzen sah. Sie umfaßte in ihrer Angst eine Säule, an der ein Kruzifix hing und preßte ihren Leib daran, aber der furchtbare Schlag traf sie, und sie sank nieder.

Bald danach erfuhr der Graf, daß alle Anschuldigungen unbegründet waren. Man hatte Leute bestochen, daß sie nur Schlechtes über seine Gattin aussagen sollten. Der Graf hatte kein Glück mehr, seine Lebenskraft war gebrochen. Ganz besonders schwer lastete seine Tat auf ihm, wenn er in der Kapelle weilte; denn der Angstschweiß der Gräfin hatte, als sie sich an die Säule preßte, ihre Gestalt auf diese gezeichnet. Man versuchte die Stelle abzuwaschen, ja sogar abzukratzen, die Form



erschien immer wieder. Die Grafen von Werdenberg hatten, als sie den Heiligenberg erwarben, die Säule mit der Körperform zum ewigen Gedächtnis unberührt gelassen. Als Graf Friedrich von Fürstenberg die Herrschaft übernahm, wurde die Säule überstrichen; aber es half nichts, der Schatten trat genau wieder so hervor, wie er von Anfang an war. Sein Sohn, Graf Joachim, versuchte ebenfalls durch Überstreichen die Erinnerung an diese Untat zu verwischen, es gelang nicht. Die Form kam wieder, und manchmal schien es, als sei ein Schatten darüber, der Schauer in dem erweckte, der ihn zu sehen glaubte.

Das Fräulein von Hochberg.

Es ist schon sehr lange her, da erschien den Bauern, die am Schloßberg auf den Feldern arbeiteten, ein gar liebenswürdiges schönes Fräulein. Es war ein Geist und lebte in der verfallenen Burg, die hoch oben stand und einen wunderbaren Blick über die Lande gewährte. Warum dieses Fräulein von Hochberg keine Ruhe im Grabe gefunden hatte, das wußte niemand. Sie war so gütig zu den Leuten, daß sie doch nichts Böses getan haben konnte.

Im Sommer erschien das Fräulein an bestimmten Tagen in einem feinen weißen Kleide und kam zu den Arbeitenden auf dem Felde. Am Arme hing ein Körbchen mit einem Laib feinen Weißbrotes, auch ein Messer brachte es mit, und in der anderen Hand trug es einen Krug kühlen Weines. Die Bauern und ihre Helfer und Helferinnen auf dem Felde ließen sich gern einladen und bewirten. Zu jedem ging sie, reichte ihm den Laib und das Messer, damit er sich eine Schnitte abschneiden konnte. Der Krug machte die Runde, bis er leer war. Die Leute fühlten sich nach diesem Frühstück besonders gestärkt, die Arbeit schritt schneller vorwärts, und die Hitze des Tages war nicht so fühlbar. So ging es lange Zeit fort, die Leute hatten sich an die Erscheinung gewöhnt, ja sie wurde fast als etwas Glückverheißendes angesehen.

Aber einmal wurde diesen Besuchen durch den Mut-

willen eines Knechtes ein Ende bereitet. Das Fräulein war wie gewöhnlich gekommen, hatte Brot und Wein verteilt, aber das Messer war ihm nicht zurückgegeben worden. Niemand wollte es haben; da fing das Fräulein an, bitterlich zu weinen und zu klagen. Schnell eilte es den Schloßberg hinauf und gönnte den Bauern nicht den gewohnten freundlichen Gruß. Der Besitzer des Feldes befragte daraufhin alle seine Leute, wer das Messer behalten habe. Anfänglich meldete sich niemand, nachdem er aber sagte, daß es dem, der es genommen habe, sicher nicht gut gehen werde, stellte sich der jüngste Knecht. Er zog den Unwillen aller auf sich, und es ward ihm bedeutet, daß er das Fräulein um Verzeihung bitten und ihm das Messer zurückgeben solle. Die Leute hofften, am nächsten Tage wieder bewirtet zu werden; aber das Fräulein erschien nicht mehr. Der Mutwillen des Knechtes hatte alles verdorben. Er mußte das Messerchen in die Ruine hinaufschaffen. Dabei sollte er den Geist anrufen und ihm sagen, daß er seine Tat bereue. Es weiß niemand, ob der Knecht den rechten Mut oder die rechten Worte fand, um alles wieder gutzumachen. Der Geist war vertrieben, und nichts konnte ihn bewegen, wie einst zu kommen, um sein köstliches Brot und den kühlen Wein zu verteilen.

Der Bauhofgeist.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte ein Veteran, der als Knabe bereits im Bauhofe zu Tuttenstein gedient hatte und auch in späteren Jahren als Futterschneider wieder dorthin zurückgekehrt war. Dieser Alte erzählte öfter von seinen Begegnungen mit einem Gespenste im Stadel, als er noch ein Knabe war. Merkwürdig war es freilich, daß die Knechte nichts von dem Geiste sahen, wenn der Knabe plötzlich aufschrie und auf den Geist zeigte. Man war deshalb allgemein der Meinung, der Junge müsse ein Sonntagskind sein, da er fähig sei, Gespenster zu sehen. Er wurde gefragt, wie der Geist aussehe. Der Junge konnte jedoch keine bestimmte Gestalt beschreiben; er sagte immer wieder, er sei vollständig in ein weißes Gewand gehüllt und strahle einen fahlen Schimmer aus.

Die Knechte drangen nun in den Knaben, den Geist zu fragen, was er eigentlich wolle, daß er sich immer wieder zeige. Der Junge hatte jedoch lange nicht den Mut dazu. Endlich, als ihm der Geist wieder einmal erschien, ohne daß andere im Stadel zugegen waren, wagte er sich mit seiner Frage heraus. Was der Geist gesprochen, durfte er niemandem mitteilen. Zuletzt mußte er seine Hand mit einem Sacktuch umwinden und sie so dem Gespenste reichen. Dieses legte seine Rechte hinein, preßte fest zu, da durchfuhr ein furchtbares Brennen den Körper des Jungen, und im selben Augenblick war

der Geist verschwunden. In das Tuch aber war seine Hand eingebrannt. Der Geist ist danach nie mehr erschienen; er war erlöst. Der Mann hat sein Wort gehalten, er hat keinem Menschen mitgeteilt, was die Erscheinung ihm anvertraut hatte.

Um 1830 war in deutschen Landen die Cholera ausgebrochen. Man fürchtete auch ihr Übergreifen auf württembergisches Gebiet und richtete aus diesem Grunde auf fürstlichen Befehl das Schloß Tuttenstein als Krankenhaus ein. Um Raum zu gewinnen, ließ der fürstliche Baurat Keim die Mansardenzimmer unter dem Schloßdache ändern, wobei verschiedene Mauern eingerissen wurden. Hinter einer solchen Mansardenwand, in einem Winkel, fand man ein vollständiges menschliches Gerippe. Es ward entfernt und am Schloßberge in die Erde verscharrt. Man brachte dieses Gerippe mit der Geistererscheinung im Stadel in Verbindung. Niemand aber konnte etwas über die Zusammenhänge mitteilen, und der eine, der es vermocht hätte, sagte nichts.

Das Tannenfräulein bei Nusplingen.

Es lebte einstens ein Ritterfräulein, das hauste allein in einem großen Schloß. Dieses Schloß stand auf dem Tannenfelsen bei Nusplingen. Einmal nun, es war ein stürmischer, kalter Herbstabend, klopfte eine Zigeunerin an das Tor der Burg und bat um Einlaß und Nachtherberge für sich und ihr Kindlein. Wenn man auch nicht mit ihr ein Einsehen haben wolle, so möge man sich doch des Säuglings erbarmen. Dem Fräulein wurde die Bitte der Zigeunerin überbracht, aber das hatte kein Mitleid, die Mutter durfte mit ihrem Kinde nicht eingelassen werden. Die Zigeunerin bat ein zweites, ein drittes Mal, aber immer härter lauteten die abwehrenden Antworten.

Da richtete sich die Zigeunerin auf, ihre Gestalt schien zu wachsen, und aus dem Heulen des Sturmes gellte ihre Stimme: „Du sollst im Grabe keine Ruhe haben, du sollst nach dem Tode nicht Frieden finden! Um deine Burg wirst du als Geist umherirren und dich nach Ruhe und Frieden sehnen, wie ich mich jetzt danach sehne! So lange sollst du als Geist um diesen Berg irren, bis aus einer Tanne, die am Felsen neben dem Tore wachsen, eine Wiege gezimmert werden kann."

Die Drohung hat sich erfüllt. Schon mancher hörte das Klagen und Stöhnen der Hartherzigen, aus dem ihr Sehnen nach Frieden widertönt. Das Schloß ist längst zerfallen, die Tannen wachsen am Torfelsen; aber es ist noch niemandem eingefallen, eine davon niederzuschlagen, um aus ihren Brettern eine Wiege zimmern zu lassen.

Der hohle Stein im Kretzenthal.

Zwischen Waldhausen und Kuchen befindet sich ein schmales Tal. Es zieht sich zwischen wellenförmigen, niederen Hügeln von Nord nach Süd und hat eigentlich nichts an sich, was man romantisch nennen könnte. Wenn man bei Waldhausen das Tal betritt, dann führt es erst den Namen Kretzental, im weiteren Verlaufe nennt man es das Holgental. Sein Grund zeigt meist nur Wieswachs, da es beim Eintritt des Schneewassers oder gewaltiger Gewitterregen großen Verwüstungen ausgesetzt ist. Jetzt fließt kein Wässerlein in diesem Tal; vor langer Zeit aber soll es das Bett der Egau gewesen sein.

Ursprünglich waren nur dichte Sträucher, hauptsächlich Haselnuß, Beherrscher des Tales. Seit bald einem Jahrhundert jedoch sind die Nadelholzwaldungen so weit vorgeschritten, daß es das Ansehen einer Schwarzwaldlandschaft bekommen hat. Aber viele Blumen blühen in ihm, und das Birkhuhn hat es als Heimat auserseben.

In der Nähe des Ebnater Fußweges, der nach Auernheim weiterführt, steht ein Fels, der ungefähr hundert Meter hoch ist. Er ist mit Laubholz bedeckt und bietet im allgemeinen ein freundliches Aussehen. Oben befindet sich eine Höhle, die mehrere Öffnungen ins Freie hat, so daß der Felsen von dieser Seite hohläugig und hohlohrig aussieht. Seit vielen, vielen Jahren waren es die Hirten gewohnt, hier ihr Mittagsmahl einzunehmen, während die Tiere im Tale wiederkauend lagen. Die Höhle war einstmals der Palast eines Koboldes, der lebte mit den Hirten in Eintracht und Frieden. Es wird

erzählt, daß er sogar das Vieh hütete, wenn die Hirten an den Sonnwendfeuern teilnehmen wollten. Außerdem war das Zwerglein mit seinen Heilkräutern bereit, wenn das Vieh erkrankte, woraus die Hirten reichen Gewinn zogen, die diese Wissenschaft als ihr Eigen ausgaben. So waren sie in ihren Heimatsorten sehr angesehen und genossen großen Ruf. Aber auch dem Kobold mußte ein bestimmter Zins bezahlt werden. Wenn die Buchen rot leuchteten und die Tage so naß und kalt geworden waren, daß das Vieh nicht mehr ausgetrieben werden konnte, dann war auch die Zeit gekommen, da dem Kobold der Tribut dargebracht werden mußte. Der Kuhhirte erschien in seinem besten Gewande und brachte einen Kuchen. Der Schafhirte mußte einen Groschen weißer Währung als Gabe bringen und der Gänsehirte zwei junge Gänseriche. Der Tribut wurde dem Kobold in die Höhle gestellt, und die Bringer mußten daraufhin so schnell wie irgendmöglich verschwinden. Von den jungen Gänserichen verspeiste der Kobold den einen, den anderen ließ er in Dischingen wieder frei; der Hirte konnte ihn sich dort abholen. Der Kobold lebte also in Frieden und Eintracht mit den vielen Hirten, die im Laufe der Jahre mit ihrem Vieh in dieses Tal zogen. Dann kam die Zeit, da Glaubenseiferer gegen alle die alten Gebräuche kämpften und sie als sündhaft und verwerflich brandmarkten. Da verschwand der Kobold; die Hirten hatten ihren Schutzgeist verloren.

Im weiteren Verlaufe der Ereignisse geschah es, daß Heereszüge kreuz und quer durch die Lande zogen. Räuberhorden bildeten sich, die in einsamen Gegenden hausten, und dadurch verbot es sich vollständig, mit Herden auf entfernte Weideplätze zu ziehen. Auch in der Koboldhöhle hausten lange Zeit Räuber. Sie wurden durch einen Hund entdeckt, der einem Eichhörnchen nach-

jagte. Es wagte aber niemand, die Räuber in ihrem Neste selbst anzugreifen, sie wurden ausgehungert und durch Rauch erstickt.

Aber auch diese Schrecknisse nahmen ein Ende. Die Menschen konnten sich wieder sicherer bewegen, und die Hirten brachten ihr Vieh wie einst auf die alten Weideplätze. Es schien, als seien sie überhaupt immer hier gewesen, so bewegte sich ihr Leben in den Bahnen der Hirten, die in der Vorzeit diese Plätze ausgesucht hatten. Der Kobold nur fehlte ihnen, und seine Höhle war nicht so friedlich wie einst. Ein Geist, ein Fräulein, beunruhigte sie und ihr Vieh. Diese Erscheinung heißt das Felsenfräule. Wie es hierher gekommen ist, das weiß niemand. Niemand weiß auch, warum es hierher verdammt ist. Das Fräulein zeigte sich oft den Hirten. Die erschraken und flohen, und keiner hatte den Mut, den Geist zu fragen. Nur ein unschuldiges Mädchen, das einmal blumenpflückend in diese Höhle kam, wagte es, das Fräulein anzureden.

Die Jungfrau saß träumend vor der Höhle. Als sie das Kind erblickte, winkte sie ihm zu und lächelte es an. Das kleine Mädchen trat zu der Erscheinung, diese streichelte ihm die Wangen, und mit einem Male fing sie an, bitterlich zu weinen. „Warum weinst du so sehr?" fragte das Kind. Das Fräulein antwortete: „Ach, mein Kind, weil ich noch lange Zeit hier verbannt bleiben muß. Einmal werde ich erlöst, aber es wird noch lange dauern. Sieh, wie weit ist der Wald noch von hier entfernt! Erst muß auf diesem Felsen eine hohe Tanne gewachsen sein. Diese wird einmal gefällt und aus ihren Brettern eine Wiege gefertigt werden. Das erste Kindlein, das in dieser Wiege geschaukelt wird, ist bestimmt, mich zu erlösen. Nun kannst du selbst ermessen, wie lange es noch währt, bis ich erlöst werde. Soll ich darüber nicht

traurig sein?“ Kaum hatte die Jungfrau das letzte Wort gesprochen, da war sie verschwunden, und das Mädchen blickte erstaunt auf den leeren Felsen. Im selben Augenblick aber fühlte sich das Kind von einer unsichtbaren Macht ergriffen, die Sinne vergingen ihm, und als es wieder zu sich kam, stand es vor dem Orte Ebnat. Das Kind hatte wohl dem Fräulein die Rettung seines Lebens zu verdanken; denn wenige Stunden später kam die Nachricht, Wölfe hätten eine Schafherde angegriffen, und nur mit Mühe habe sich der Schäfer in die Höhle retten können.

Von diesem Tage an hat sich das Fräulein nicht mehr sehen lassen. Aber es beunruhigt die Hirten durch sein Klagen und Stöhnen, das aus der Tiefe der Höhle dringt, und auch das Vieh läuft manchmal erschrocken auseinander, so daß die Hüter lange Zeit suchen müssen.

Der Geist des Benediktinermönchs.

Nördlich vom Kloster Mariä Buch, in der Richtung auf Ohmenheim zu, befindet sich ein Buchenwald, der vielfach mit Tannen und Föhren durchsetzt ist. Der alte Fußweg zum Kloster führt mitten hindurch. Allgemein wird der Wald das Schuhhäule genannt. Es ist nicht recht geheuer in ihm. Wenn die Sonne untergegangen ist, wird ganz besonders der alte Klosterweg gemieden. Wer ein Pechvogel war, hatte sogar das Unglück, am Tage von Gespenstern belästigt zu werden.

Es mag ungefähr am Anfang des 19. Jahrhunderts gewesen sein, da begaben sich zwei Zöglinge der Klosterschule ins Schuhhäule, um sich einmal an Brombeeren satt zu essen. Je tiefer sie in das Gebüsch eindrangen, um so voller wurden die Sträucher, und in ihrem Glück rief einer dem anderen zu, daß er zu ihm kommen solle, der Tisch sei überreich gedeckt. Während der eine so seinen Kameraden einlud, blickte er zufällig auf den Weg und sah da einen Benediktinermönch näherkommen. Er beobachtete ihn, um zu sehen, wer es sei, erschrak aber über die Maßen, als er die Gestalt näher erkennen konnte. Sie war hoch, sehr mager, trug das schwarze Benediktinergewand mit langem, weißem Schulterkleide, einem dreieckigen Hut auf dem Kopfe und einen breiten Gürtel um die Lenden, dessen Schnalle an der Seite noch glänzte. Der Gang war langsam, ernst und feierlich. Als der Priester bis auf ungefähr zwölf Schritte herangekommen

war, blieb er stehen und sah den Schüler durchdringend an. Das Antlitz war weiß wie Leinwand, vollkommen eingefallen; es sah aus wie ein Schädel, über den ein Stoff geklebt war. Aus der Tiefe der Augenhöhlen schimmerten zwei kleine Lichtlein, die sich so fest in den jungen Menschen einbrannten, daß er am ganzen Körper zu zittern anfing. Er konnte kein Wort hervorbringen, er stand im Banne dieser schweigenden Gestalt. Sie wandte sich dann und ging ebenso gemessen und feierlich den Weg zurück. Der Begleiter hatte die Erscheinung ebenfalls gesehen und stand unter demselben Bann.

Die Brombeeren hatten nun keinen Reiz mehr für sie. Sie saßen erst eine Weile still, dann begaben sie sich schweigend und fröstelnd ins Kloster zurück. Hier erzählten sie einem Pater das Erlebte, der sie beruhigte und ihnen strengste Schweigepflicht auferlegte. Aber da die Erscheinung auch von anderen als Klosterangehörigen gesehen wurde, wurde sie allgemeiner bekannt. Es soll ein Mönch sein, der vor vielen Jahrhunderten lebendig eingemauert worden ist. Warum, das ist vielleicht in den Schriften des Klosters verzeichnet, die Sage kündet es nicht.

Druck von Hallberg & Büchting (Inh.: L. A. Klepzig), Leipzig.

